

Beer, Ulrich

Nur ein Kind! Auf dem Weg zur Ego-Gesellschaft?

2. Aufl.

Herbolzheim : Centaurus-Verl. 2004, 200 S. - (Lebensformen; 24)



Quellenangabe/ Reference:

Beer, Ulrich: Nur ein Kind! Auf dem Weg zur Ego-Gesellschaft? Herbolzheim : Centaurus-Verl. 2004, 200 S. - (Lebensformen; 24) - URN: urn:nbn:de:0111-opus-37457 - DOI: 10.25656/01:3745

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-opus-37457>

<https://doi.org/10.25656/01:3745>

in Kooperation mit / in cooperation with:



CENTAURUS
Verlag & Media KG

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document.
This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Ulrich Beer
Nur ein Kind!

Lebensformen

herausgegeben von
Ulrich Beer

Band 24

Ulrich Beer

Nur ein Kind!

Auf dem Weg zur
Ego-Gesellschaft?

2. Auflage



Centaurus Verlag
Herbolzheim 2004

*Meinen Enkelkindern
Eva, Rahel und Johannes*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Bibliographische Information der Deutschen Bibliothek:
Die deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten
sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN 3-8255-0497-4

ISSN 1612-2739

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© CENTAURUS Verlags-GmbH. & Co. KG, Herbolzheim 2004

Umschlagabbildung: © Süddeutscher Verlag Bilderdienst, C. Hess.

Druck: primotec-printware, Herbolzheim

Inhalt

Vorwort	7
 I. Die kinderfeindliche Gesellschaft?	11
Immer mehr Kinder sind Einzelkinder	12
Die Kleinstfamilie und die Halbfamilie	16
Auch zwei Kinder können Einzelkinder sein ...	24
Ursachen der Kindesvereinzelnung	29
Der Kult um das Kind	34
 II. Kinder als Kunden	43
Abgerichtet zum Konsum	43
Einzelkinder sind Fernsehkinder	49
Reiche, traurige Kindheit	56
Die Philosophie des „Nimm, was du kriegen kannst!“	62
Kauf- und Kostenfaktor Kind	69
 III. Neue Kinder – neue Werte	73
Der Wertewandel der Gesellschaft	73
Narzißmus und Privatismus	75
Solidarität und Singularität	81
Die infantile Gesellschaft	85
Vereinsamung und Verameisung	91
Kinder ohne Kindheit	97

IV. Der Charakter des Einzelkindes	107
Gibt es das „typische“ Einzelkind?	107
Die Stellung in der Familie	109
Sozialisation des Einzelkindes	114
Paarbildung und Partnerschaft	119
Konflikte und Chancen	127
Lernziel Liebe	133
 V. Herz-Solo	 137
Können Einzelkinder lieben?	137
Das Einzelkind und die Gesellschaft	147
Überfordert und übererzogen?	152
Das einsame Kind in uns selbst	159
Die kinderlose Gesellschaft?	167
 VI. Die Entbindung aus dem Egoismus	 173
Hat die Familie noch Zukunft?	173
Vom Ich zum Du	178
Heraus aus der Einzelspur!	184
Warum die Familie unersetzlich ist	192
Vorsichtige prognostische Schlußthesen	197

Vorwort

„Ich erblicke eine Menge einander ähnlicher und gleichgestellter Menschen, die sich rastlos im Kreise drehen, um sich kleine und gewöhnliche Vergnügungen zu verschaffen, die ihr Gemüt ausfüllen. Jeder steht in seiner Vereinzelung dem Schicksal aller anderen fremd gegenüber; ... was die übrigen Mitbürger angeht, so steht er neben ihnen, aber er sieht sie nicht; er ist nur in sich und für sich allein vorhanden ...“.

Alexis de Tocqueville (1805 – 1859)

Die Kinder sind die Zukunft der Welt – ein Satz, der so einfach wie selbstverständlich, so elementar wie grundlegend ist. Aber wann nehmen wir uns die Zeit, diesen Gedanken konsequent weiterzudenken, ihn nach allen nur vorstellbaren Richtungen hin auszufalten oder gar die nötigen Schlußfolgerungen aus ihm zu ziehen?

Wir vertrauen darauf: Solange Kinder geboren werden, brauchen wir die Welt noch nicht aufzugeben. Sie lebt weiter, weil wir uns fortpflanzen und – wie wir meinen – in unseren Kindern weiterleben.

Kinder geben der Welt Leben und Hoffnung. Mit jeder jungen Generation wächst neuer Lebensmut, tauchen neue Impulse und Innovationen, Ideen und Initiativen auf. Wenn wir Alten erlahmen und resignieren, fängt eine unverbrauchte Generation – die unserer Kinder und Enkel – noch einmal von vorn an.

Unsere Kinder sind unsere Zukunft: Es lohnt sich, die Welt für sie zu bewahren, die geschundene Natur

zu retten, den Frieden zwischen den Menschen herzustellen und den Kampf miteinander und gegen unsere eigenen natürlichen Lebensgrundlagen zu beenden.

Mit den Kindern lebt schon heute die Zukunft der Welt mitten unter uns. Aber gerade darum genügt es nicht, in der Tatsache, daß es immer wieder Kinder gibt und Eltern immer wieder neue in die Welt setzen, schon die Zukunft dieser Welt gesichert zu sehen.

Wir müssen uns auch die Mühe machen, uns die Lebensbedingungen und Lebenseinstellungen dieser nachwachsenden Generation genauer anzusehen. Kinder sind nicht gleich Kinder, jede Generation ist anders, und gerade die heutige Generation von Kindern weist Besonderheiten auf, die keine frühere Generation der Menschheit in Millionen von Jahren aufwies. Insofern wird mit Sicherheit auch das Schicksal dieser Kinder und damit die Zukunft unserer Welt anders verlaufen und von anderen Bedingungen geprägt sein, als es je zuvor der Fall war.

Diese Veränderungen zu registrieren und das Wichtigste dieser Wandlungen zu erfassen, ist die Absicht des vorliegenden Buches.

Die heutige Kindergeneration wächst in eine ebenso kinderorientierte, infantilisierte wie kinderfeindliche und von Erwachsenen bestimmte Gesellschaft hinein. Sie wächst unter den Bedingungen der Klein- und Kleinstfamilie auf: Die deutsche Familie hat nur noch eine durchschnittliche Kinderzahl von 1,2 bis 1,3 Kindern.

Diese Tatsache läßt sich – ohne in schlagworthafte Polemik zu verfallen – mit dem Begriff der Einzelkindgesellschaft beschreiben. Damit ist ein Phänomen er-

faßt, dessen Auswirkungen grundlegender und weitreichender sein dürften als die der schon öfter diskutierten „Singlegesellschaft“.

Natürlich werden wir im Verlauf dieses Buches auch diese Aspekte – neben vielen anderen – erörtern. Auch die Ursachen dieser Entwicklung sind interessant. Vor allem aber wird sich dieses Buch mit den Konsequenzen beschäftigen. Das führt zu Fragen wie:

- Werden Einzelkinder andere Erwachsene?
- Sind Partnerschaften und Ehen der Einzelkinder schwieriger und damit scheidungsanfälliger?
- Wächst der Egoismus, werden Gemeinsinn und Mitgefühl immer weiter abnehmen?
- Nimmt die Verdrossenheit an Staat und Politik gefährliche Formen an?
- Wird die geringer werdende Zahl der Verdienener die wachsende Zahl der Kranken, Alten und Arbeitslosen eines Tages nicht mehr ernähren können?
- Kann es eine Wende zum Besseren geben?

Ehe wir uns fragen, was wir dafür tun können und müssen, ist es wichtig, sich die Situation aus allen Perspektiven klar- und bewußtzumachen und sich der veränderten Wirklichkeit und Zukunft zu stellen, die ja in Gestalt der Kinder schon mitten unter uns lebt.

Ulrich Beer

I. Die kinderfeindliche Gesellschaft?

Wir leben in einer Zeitenwende. In diesen Jahren geht ein Jahrtausend und mit ihm ein Jahrhundert zu Ende, das an seinem Beginn als „das Jahrhundert des Kindes“ freudig begrüßt und leidenschaftlich propagiert wurde.

Was ist davon geblieben? Überall in der Welt, wo Kinder in großer Zahl geboren werden, ist der größte Teil von ihnen dazu verurteilt, zu hungern, zu schuften, in Kriegen zu verbluten, ohne Schulbildung und ohne Arbeit zu bleiben, zu flüchten und Asyl zu suchen.

Und wo in der Welt Wohlstand herrscht wie bei uns, nehmen die Kinderzahlen beängstigend ab und erfahren die Kinder die genau entgegengesetzten Entbehrungen und Mängel: Sie werden verwöhnt und mit den Gütern des Wohlstands überschüttet, verarmen aber nicht selten an Kontakt und leiden unter zerbrechenden Sozialbeziehungen, an scheiternden Ehen und Familien, die durch die Scheidung der Eltern auseinandergerissen sind. Gerade dort, wo scheinbar alles für die Kinder getan wird, ist die Gesellschaft am kinderfeindlichsten. Mag global gesehen die Verringerung der Kinderzahlen die wichtigste Zukunftsforderung für das Überleben der Menschheit sein – für die Kinder selbst ist ihre Isolierung, die sowohl Vereinzelung wie Verinselung bedeutet eine traurige Verarmung und oft ein menschliches Verhängnis.

Und der Gipfel dieser Entwicklung ist die rapide Zunahme der Zahl von Einzelkindern, ist die Schrumpfung der Familie auf die Eltern oder auch nur auf einen Elternteil mit einem einzigen einsamen Kind.

Immer mehr Kinder sind Einzelkinder

Dieses Buch verdankt seine Entstehung – vordergründig gesehen – einer Zeitungsnotiz und einem anfänglichen Rechenfehler. Die Notiz stand am 28.5.93 im SÜD-KURIER: „Familien mit Kindern werden in den großstädtischen Zentren der Bundesrepublik nach Darstellung des Soziologen Professor Hans Bertram zunehmend zu ‚marginalen Randgruppen‘. So machten nach einer neuesten Untersuchung Familien mit zwei Kindern in München nur noch vier Prozent der Stadtbevölkerung aus, sagte Bertram bei einer Anhörung der Kinder-Enquetekommission des bayerischen Landtags. In Großstädten gäbe es auch besonders viele Alleinerziehende mit einem Kind. Sie machten in Berlin 35 Prozent der Bevölkerung aus.“

Ferner las ich an verschiedenen Stellen – zugegeben: meist der populären Presse – , die durchschnittliche Kinderzahl der deutschen Familie betrage 1,2 Kinder. Also – so rechnete ich – müßten ja vier von fünf Kindern Einzelkinder sein. Dann besorgte ich mir vom Statistischen Bundesamt genauere Zahlen und stellte fest, daß ich einem schlichten Rechenfehler unterlegen war: Ich hatte ja die wachsende Zahl der kinderlosen Ehen nicht berücksichtigt. Sie sind in der Durchschnittsrechnung enthalten. Da die Zahlen des Statistischen Bundesamtes auch nicht genau sind, weil die erfaßten Kinderzahlen pro Familie ja noch nicht endgültig sein müssen, läuft das Resultat zwar auf einen wachsenden Anteil von Einzelkindern hinaus. Die Relation verändert sich jedoch erheblich, und zwar dahin, daß nur jedes

zweite bis dritte Kind ein Einzelkind ist beziehungsweise auch bleibt. Denn ein Einzelkind im eigentlichen Sinn ist natürlich das, das keine weiteren Geschwister zu erwarten hat. Statistisch ist dies eindeutig. Soziologisch, psychologisch und pädagogisch sind die Grenzen fließend.

Oder ist ein Kind, das erst fünf, zehn oder 15 Jahre später ein Geschwisterchen bekommt, etwa kein Einzelkind? Ist das Kind aus einer Ehe, die zwar zwei Kinder hatte, aber schon nach wenigen Jahren geschieden wird und bei dem jeder Elternteil das Sorgerecht für eines der Kinder bekommt, kein Einzelkind? Hinzu kommen die selteneren Fälle, in denen das einzige Geschwisterchen stirbt oder – etwa wegen einer Behinderung oder besonderer Erziehungsschwierigkeiten – in ein Heim, eine Pflegefamilie oder zu den Großeltern gegeben wird.

So wächst der Anteil der Einzelkinder in unserer Gesellschaft unmeßbar, aber unermesslich.

Dies hat Auswirkungen – für das Kind, seine Entwicklung und seine Sozialisation –, aber auch für die daran beteiligten Erwachsenen und schließlich für die Gesellschaft und die künftigen Gemeinschaften und Gruppen, in denen das Kind einmal leben wird. Auswirkungen, die heute noch schwer abzuschätzen, die mit Sicherheit aber bedeutend und epocheverändernd sein werden. Um so verwunderlicher, daß eines der wichtigsten Bücher zu diesem Thema, die „Soziologie der Kindheit“ von Peter Fürstenau in seinem Stichwortregister das Wort „Einzelkind“ nicht aufführt und in seinem immerhin 358 Titel umfassenden Literaturverzeichnis kein einziges Buch nennt, das sich speziell mit der Situation des Einzelkindes beschäftigt.

Anstelle summarischer Prognosen und prophetischer Ausblicke sei hier einmal in das kaum auszuschöpfende Briefarchiv gegriffen, das sich bei mir in rund einem Vierteljahrhundert in vielen Tausenden von Briefen angesammelt hat. Die Selbstschilderung eines Schicksals – in diesem Fall einer 18jährigen – sagt mehr als jede Statistik oder die Soziologie:

„Ich bin Einzelkind und werde von meinen Eltern, bei denen ich noch wohne, sehr verwöhnt. Zunächst möchte ich Ihnen meine Familie vorstellen: Meine Mutti, die älteste von drei Töchtern, konnte den ehrgeizigen Forderungen ihres strengen Vaters besonders in schulischer Hinsicht nicht nachkommen, zumal sie die Schule vor Erreichung eines Abschlusses verließ. Auch von ihrer Mutter, einer kleinen, stets hilfsbedürftigen Person, konnte sie nicht viel Liebe und Zuwendung erwarten. Also glaubte sie, zuviel auf dieser Welt zu sein und im Leben versagt zu haben. So bekam sie mit 30 Jahren nach einer Scheidung ein uneheliches Kind, das all das im Leben erreichen sollte, von dem sie glaubte, es nicht erreicht zu haben. (Schon nach meiner Geburt schloß sie eine hohe Versicherung für mein späteres Studium ab.) Drei Jahre später heiratete sie, die Angestellte, einen zwölf Jahre älteren Arbeiter, weil das kleine Töchterchen so an ihm hing. Die Ehe ist nicht besonders glücklich, doch beide Eltern hoffen, ‚daß aus mir was wird‘, das heißt, daß ich ein gutes Abitur in zwei Monaten machen werde. Stets fiel ich schon durch besonders gute Manieren auf. Auch jetzt glaube ich, zu streng gehalten zu werden. Selbst am Wochenende darf ich nur bis 22.30 Uhr wegfahren (ich habe sogar ein eigenes Auto), und das auch nur zweimal im Monat. Meine

Mutter mag es nicht, wenn ich von zu Hause weg bin. Vor kurzem traf ich einen guten Bekannten (18), mit dem ich letztes Jahr schon befreundet war. Aber auf Grund des Druckes meiner Eltern brach ich diese Freundschaft ab ...“

Hierin spiegelt sich schon das Schicksal vieler Einzelkinder: Überbehütet und umsorgt, stark, oft ausschließlich auf die Eltern bezogen und mit hohen emotionalen Erwartungen befrachtet, die zugleich selbständige Außenkontakte erschweren.

Ob Eltern, die ihren Augapfel von Kind derart behandeln, auf die Dauer nicht selbst zum Ende der Familie beitragen? Wer schwer Kontakt findet, wird es noch schwerer haben, Bindungen fürs Leben einzugehen, aus denen dann Lebensgemeinschaften mit künftigen Kindern und damit neue Elternverantwortung erwachsen können.

Die Kleinstfamilie und die Halbfamilie

Wer Familie sagt, darf in Zukunft nicht mehr an einen großen runden Tisch denken, um den herum sich fünf, acht oder zehn Menschen versammeln. Wenn heute die Hälfte aller Haushalte in Großstädten bereits Single-Haushalte sind, muß man eine Zweierpartnerschaft wohl schon als die erste Stufe einer Familie moderner Machart anerkennen. Zunächst sind es ungebundene Partnerschaften. Nach einer Reihe von Jahren wird häufig geheiratet – vor allem natürlich dann, wenn sich ein Kind anmeldet. Und da dies den Lebensrhythmus beider Partner, vor allem aber der Frau, einschneidend ändert, ja umwirft, bleibt es häufig bei diesem einen. Hier haben wir die Kleinstfamilie vor uns, die gerade von der 68er Protestgeneration besonders heftig angegriffen wurde. Nachdem Soziologen festgestellt hatten, daß sich im Lauf der letzten 100 Jahre die Großfamilie zur Kleinfamilie verändert hat, daß aus der Produktionsgemeinschaft eine Konsumgemeinschaft und aus der Institution eine Intimgruppe geworden ist, sollte nun die Kleinfamilie mit all ihren Nachteilen überwunden werden.

Neue, künstliche Großfamilien, Wohngemeinschaften und Kommunen wurden gegründet – nicht zuletzt mit dem Ziel, den Einzelkindern ihr trauriges Schicksal zu ersparen und sie in einem größeren Familienverband mit unterschiedlichen Bezugspersonen und einer größeren „Geschwisterschar“ aufwachsen zu lassen.

Diese Experimente dürfen oder müssen weitgehend als gescheitert betrachtet werden. Ihre durchschnittliche Lebensdauer betrug etwa anderthalb Jahre – kein

Wunder, wenn man an die Probleme beim Aufstellen eines Speiseplans oder beim Benutzen des Badezimmers denkt, die schon in einer kleinen Familie auftauchen. Und wieviel mehr Sprengkraft und Reibungsverlust bergen Probleme, die bei den ständigen Diskussionen zwischen zehn oder zwölf willkürlich zusammengewürfelten Leuten auftreten?

So ist denn an die Stelle des gutgemeinten Aufbruchs zu neuen Kollektivformen doch wieder die unselige Kleinfamilie, nun allerdings in ihrer Schrumpfform, getreten.

Wie sich dies auch auf die Partnerschaften auswirkt, bekommt der Eheberater täglich in der Praxis zu spüren: Susanne und Michael haben sich wie die meisten jungen Ehepaare nicht sonderlich viel Gedanken über die Umstände gemacht, die ein Kind mit sich bringt. Sie glaubten, sich zu lieben, und daran änderte sich auch in den ersten Jahren ihrer Ehe kaum etwas. Erst als das Kind aus dem Stadium herauswuchs, in dem es ausschließlich auf die Pflege der Mutter angewiesen ist, als die Trotzphasen sich abzeichneten und den Vater als Erzieher auf den Plan riefen, wurden die Meinungsverschiedenheiten, die vorher nur in theoretischen Diskussionen zutage getreten waren, bedrängend praktischer Natur. Er als Angestellter ist im Umgang mit einer Datenverarbeitungsanlage gutes Funktionieren gewöhnt und meint, auch von seinem Sohn reibungslosen Gehorsam erwarten zu können.

Er sei der Meinung, klagt Susanne, daß Kinder rechtzeitig an die Forderungen des Lebens gewöhnt werden müßten und lernen sollten, sich einzuordnen. „Ich habe in den letzten Jahren viel über Erziehung gelesen und

bin von dem Wert der antiautoritären Erziehung überzeugt. Warum sollten Kinder die Marionetten der Erwachsenen sein, die immer einen tadellosen Eindruck machen? Es ist schlimm genug, daß die meisten Erwachsenen wie am Schnürchen gehen, auf spießige Konventionen achten und sich selbst und ihre Freiheit nicht zu verwirklichen wagen.“

Sie erzählt, daß sie inzwischen ein paar Freunde kennengelernt hat, die in einer Wohngemeinschaft zusammenleben und bei denen viel über die Formen einer neuen Erziehung und einer neuen Gesellschaft diskutiert wird. Dort halte sie sich in der letzten Zeit häufig tagsüber auf und nehme dabei auch ihren Sohn mit, weil dieser sich dort im Umgang mit den viel aufgeschlosseneren Freunden freier entwickeln könne.

„Mein Mann will davon allerdings nichts wissen. Er sieht jedesmal rot, wenn er davon hört, und spricht verächtlich von meiner ‚Kommune‘. Einmal hat er das Kind dort abgeholt, ja geradezu herausgerissen. Ich war sehr wütend, wie Sie sich denken können, und ich gehe natürlich doch wieder zu meinen Freunden.“

Susannes Michael, der bald danach beim Eheberater erscheint, bestätigt die Aussagen seiner Frau, ergänzt sie aber noch um einige Kleinigkeiten, die den Konflikt etwas anders beleuchten.

„Meine Frau ist der Meinung, daß es ein bürgerliches Vorurteil wäre, zu bestimmten Zeiten zu essen und zu trinken, zu verdauen oder zu schlafen. Sie sagt, der Junge soll kommen, wenn er Hunger oder die Hose voll habe. Er würde sich schon von selbst melden. Sie sieht auch nicht ein, daß ich nach einem langen Arbeitstag mir von ihr wünsche, daß sie mir das Essen auf den Tisch

stellt, sich zu mir setzt und sich mit mir unterhält. Wir mögen uns eigentlich, aber unsere Auffassungen über Lebensgestaltung und Kindererziehung, die wir beide für modern halten, sind sehr verschieden und gehen in den letzten Jahren immer weiter auseinander.“

Vielleicht kann man die Grundhaltung beider verstehen und akzeptieren, aber miteinander vereinbar sind sie schwerlich. Schon die Grundhaltung zum Kind überhaupt – ob es erwünscht wird oder nicht, ob man sich mehr über einen Jungen oder ein Mädchen freut, ob es nach den Anlagen des einen oder des anderen Eltern- teils schlägt – enthält viel Konfliktstoff. Je geringer die Kinderzahl ist, desto mehr gewinnt das Kind an Spreng- kraft für die Ehe. Je weiter die Methoden der Gebur- tenregelung fortschreiten, desto höher wird die Anzahl der Wunschkinder, und das ist gut.

Zugleich aber wächst die Zahl der Konflikte darüber, ob und wann ein Kind erwünscht ist. Es gibt Frauen, die es nicht erwarten können, ein Kind und sehr rasch darauf das nächste zu haben, während der Mann sich in seiner Ruhe und in seinen Ansprüchen durch Frau und Kind gestört fühlt. Umgekehrt gibt es Kindernar- ren unter den Männern oder solche, die in der Kinder- zahl die Bestätigung von Männlichkeit und Patriarchen- würde sehen und die wenig Verständnis für die Schwie- rigkeiten der Frau, Kinder zu bekommen und großzu- ziehen, aufbringen.

Daß *ein* Kind ein wünschenswertes Ergebnis einer Ehe ist, wird kaum bestritten. Beim zweiten ist zumindest der Zeitpunkt häufig heikel, und über das dritte gera- ten nicht wenige Ehepaare in Konflikte. Und mehr als drei Kinder wünschen sich heute ohnehin nur die aller-

wenigsten Eltern. Es gibt den Fall, daß Frauen sich Kinder wünschen, weil sie mit einem oder keinem Kind nicht ausgefüllt sind, und es gibt den Fall, daß Männer ihren Frauen Kinder an den Hals wünschen, um sie zu beschäftigen. Hinter dem Gefüge der „guten Gründe“ steht oft der krasse Kampf höchst eigennütziger Motive.

Über solchen Auseinandersetzungen zerbrechen häufig die Partnerschaften, Ehen werden getrennt und geschieden – die höchste Scheidungshäufigkeit wird bereits im vierten Ehejahr verzeichnet. Die Folge ist eine erschreckende Zahl von Scheidungswaisen in Halbfamilien – in den meisten Fällen bleibt das Kind beziehungsweise bleiben die Kinder bei der Mutter, immer noch selten kommt es oder kommen sie zum Vater. In seltenen Fällen kommt das eine Kind zur Mutter, das andere zum Vater.

Die Zahl der Kinder, die in Deutschland Jahr für Jahr auf diese Weise ihr Elternhaus verlieren, liegt seit vielen Jahren bei weit über 100 000. Die Summe der Kinder in den so entstandenen Halbfamilien beträgt bereits mehrere Millionen.

Aber auch die ganz „normale“ Familie hat ihre Größe in den letzten 50 Jahren ziemlich genau halbiert: von circa fünf Mitgliedern im Durchschnitt auf nur mehr zweieinhalb, wenn man zusammenlebende und getrennt lebende Familien gemeinsam berücksichtigt.

Mitunter ist aber auch *ein* Kind für die Familie bereits zuviel und belastet sie in unerträglicher Weise. Davon zeugt der folgende Sorgenbrief:

„Mein Mann und ich kennen uns schon recht lange, seit zwei Jahren sind wir verheiratet und haben einen vier Monate alten Sohn. Bis zur Geburt unseres Kindes

liebte ich meinen Mann, und wir waren sehr glücklich. Jetzt ist alles anders geworden. Ich kann meinen Mann nicht mehr lieben und fühle mich auch sonst um viele Jahre gealtert. Vielleicht muß ich dazu sagen, daß mein Mann nicht ganz damit einverstanden war, daß das Kind schon in diesem Jahr geboren wurde. Manchmal sagt er dann: ‚Du wolltest ja jetzt schon das Kind!‘ Auf der anderen Seite nimmt er sich aber viel Zeit für das Kind, wickelt und füttert es und badet es täglich, wenn er Zeit hat. Er gab mir zu verstehen, daß er das Kind akzeptiert hat, nur manchmal möchte er es eben ‚in die Ecke stellen‘. Inzwischen habe ich ein Magengeschwür, was ich auf diese Situation zurückführe, und bin so fertig mit den Nerven, daß ich alles in meinem Leben sinnlos finde. Die Liebe zu meinem Kind ist das einzige, was mich noch am Leben hält. Jetzt kommt noch das Isolationsgefühl, das so ein Baby ja leider mit sich bringt. Was kann ich tun, daß ich das Leben wieder positiv sehe? Mein Mann weiß, wie schlecht es um mich steht, übergeht aber alles und meint, ich stelle mich nur an.“

Dies schrieb eine 22jährige Frau unter dem verständlichen Stichwort „Verzweifelt“. Immerhin handelt es sich hier noch um eine Familie. Über kurz oder lang – da das revidierte Scheidungsrecht von 1977 beziehungsweise 1986 die Unterhaltsansprüche geschiedener Alleinerziehender gesichert hat, mit erhöhter Wahrscheinlichkeit – kann allerdings auch aus dieser Familie eine Halbfamilie werden – die bittere Praxiserfahrung spricht dafür.

Innerhalb von 15 Jahren hat sich die Zahl der Alleinerziehenden in Deutschland von neun auf 17 Prozent nahezu verdoppelt. Das bedeutet, daß 1,8 Millionen

Mütter oder Väter ihr Kind allein großziehen – und das mit steigender Tendenz. Diese Alleineltern leben nicht nur in einer schwierigen und zwiespältigen Situation, eben weil sie ja nur Elternteile sind. Sie werden auch mit dem kritischen Vergrößerungsglas der Umgebung betrachtet: Wird das Kind auch ordentlich erzogen, hat es ein Pausenbrot im Kindergarten und eventuell einen Schlüssel um den Hals? Denn bei den Alleinerziehenden ist die Zahl der Berufstätigen naturgemäß weitaus größer. Zu dem Einzelkindsyndrom tritt nun noch das Schlüsselkindproblem. Beides fördert Abkapselung und Isolation und nicht zuletzt auch den sozialen Abstieg: Von 15 Millionen Deutschen unter 18 Jahren ist bereits eine Million auf Sozialhilfe angewiesen, und mehr als eine halbe Million Kinder leben in Obdachlosensiedlungen oder ähnlich ärmlichen Wohnverhältnissen. Mehr als eine Million Eltern sind arbeitslos.

Kinder sind also die Hauptbetroffenen, sind die eigentlichen Opfer der Trennungs- und Scheidungsdynamik. Kinder werden unter der Einwirkung von Zerrüttung, Trennung und Scheidung um so heftiger aus der Bahn geworfen, je jünger sie sind. Sie werden auffällig in Kindergarten und Schule, zeigen aggressive oder depressive Verhaltensweisen. Und im Blick auf die Zukunft der Familie wirkt sich dieses Schicksal noch nachdrücklicher aus: Die Ehe der Eltern prägt das Bild von der Ehe, das sich in das Unbewußte der Kinder einsenkt und ihren weiteren Lebensweg in künftigen Partnerschaften vorbestimmt.

So führen nachweislich Kinder aus unglücklichen Ehen überdurchschnittlich häufig selbst später wieder unglückliche Ehen und Partnerschaften. So entstehen

ganze Generationsketten von Unglück: Die Enttäuschungen, Versagungen und Vertrauensverluste pflanzen sich fort und begründen die eigene künftige Unfähigkeit, auch Angst und Mißtrauen, die die schlechtesten Ratgeber für eine geglückte Partnerwahl und Ehe- und Familiengründung sind. Allem Anschein nach ziehen sich Partner aus unglücklichen Familien mit unglücklicher Eheerwartung auch noch gegenseitig an, so daß das Übel verdoppelt und die Wahrscheinlichkeit des Scheiterns erhöht wird.

Kommen wir zurück auf die Situation des Einzelkindes. Nur deshalb wurde dieser verzweigte Problemkreis familiären Scheiterns, der inzwischen als normales Sozialverhalten toleriert zu werden scheint, hier berührt: Das Ergebnis dieses Scheiterns sind häufig wieder Einzelkinderschicksale mit entsprechender Sozialprognose.

Aber auch in ganz normalen Familien erleben Kinder das Schicksal eines Einzelkindes – zwar nicht statistisch, aber subjektiv: Auch in der durchschnittlichen Zweikindfamilie sind bei großem zeitlichen Abstand im Grunde beide Kinder Einzelkinder.

Auch zwei Kinder können Einzelkinder sein

Das Leitbild der – nicht nur deutschen – Familie ist, wenngleich dies längst nicht mehr erreicht wird, das Zweikindersystem, bestehend aus den Eltern und möglichst einem Jungen und einem Mädchen. Die Reihenfolge scheint dabei gleichgültig zu sein und wird so akzeptiert, wie es der Zufall will. Beides hat subjektive Vorzüge: Ist das Mädchen älter, so kann es der Mutter bei der Sorge um das jüngere Brüderchen helfen. Wird zuerst ein Junge geboren, kann er als Stammhalter in die Fußstapfen des Vaters treten. Unbewußt, wenn auch abgeblaßt, wirken solche Ideale immer noch auf die Familienplanung ein.

Aber auch zwei Buben werden gerne akzeptiert. Beide können miteinander spielen und durch dick und dünn gehen. Zwei Mädchen werden meistens auch nicht mehr als Versagen empfunden. Schließlich gelten Mädchen heute als gleichberechtigt, können auch etwas lernen und es im Beruf zu etwas bringen und sind meistens hübscher und adretter anzusehen.

Das alles gelingt aber nur – vor allem der partnerschaftliche Bezug der Kinder untereinander –, wenn der zeitliche Abstand zwischen beiden nicht zu groß ist. Als Regel gelten zwei oder drei Jahre. Wenn das zweite erst danach kommt, wird es schon heikel, und ab fünf Jahren – wie der Autor aus eigener Erfahrung weiß – hat man wenig miteinander gemeinsam und kann auch kaum etwas miteinander anfangen, ist also mehr oder weniger ein Einzelkind – und zwar jedes von beiden.

Die Stellung des ersten Kindes ist unvergleichlich. Lange Zeit steht es im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit von Eltern und Verwandten, vor allem bei den Großeltern, wenn es für sie das erste Enkelkind ist. Es wird mit hohen Erwartungen empfangen, nicht selten verwöhnt und mit Aufmerksamkeit überschüttet. So wird es sich seiner Besonderheit bewußt, versteht sie vielleicht auch auszunutzen und muß zugleich um seine Vorzugsstellung bangen. Mit der Zeit ahnt es oder bekommt vielleicht auch zu hören, daß es nicht allein bleiben, sondern ein Geschwisterchen bekommen soll. Dadurch wird es „entthront“ und in eine tiefe Existenzkrise gestürzt.

Wenn das Geschwisterchen in der präverbalen Phase des ersten Kindes geboren wird, kann man diesem auch noch nicht viel erklären und kaum versuchen, es für das neue Geschwisterchen zu gewinnen. Es wird um seine Stellung kämpfen, vor allem um seinen Vorrang bei der Mutter. Auch wenn man es dem neuen Geschwisterchen liebevoll zuführt, wird es Rivalitätsgefühle und Ängste überwinden müssen.

Belastend kommt hinzu, daß man häufig an seinen Ernst und an sein Pflichtbewußtsein appelliert und es als das „größere“ hinstellt, obwohl es doch selbst noch so klein und liebebedürftig ist.

Natürlich ist jetzt das zweite, kleine, hilflose Kind im Mittelpunkt des Interesses und der Fürsorge. Es scheint von Geschwister- und Rivalitätsproblemen weit entfernt. Es wird sie aber – in anderer Form – bekommen: Das zweite Kind hat immer sozusagen „einen über sich“, der ihm um einige Nasenlängen voraus ist. Von ihm kann man lernen, ihm gegenüber muß man sich aber auch bewähren und beweisen, kann vielleicht auch ver-

suchen, mit ihm gleichzuziehen und eventuell ihn zu übertreffen.

Ist der Abstand sehr groß, wird der Rivalisierungszwang kleiner, und die Sonderstellung des Jüngsten – soweit nicht noch ein drittes Geschwisterchen folgt – kann voll zum Tragen kommen: Jüngste Kinder sind häufig begünstigt, werden nicht mehr so sehr in die Pflicht genommen. Die ältesten haben Schrittmacherefunktion ausgeübt. Das jüngste wird eher verwöhnt, nachsichtiger behandelt, darf später abends länger ausbleiben, mehr fernsehen etc. und muß nicht mehr so um seine Rechte kämpfen. Unter den ersten Kindern findet man mehr erfolgreiche und bedeutende Menschen, wahrscheinlich weil ihnen mehr Zuwendung zuteil wurde, aber auch, weil höhere Erwartungen an sie gestellt wurden. Jüngere Kinder lassen sich leichter gehen, erwarten weniger von sich selbst und suchen sich die angenehmen Seiten des Lebens aus. Oder aber sie wollen gerade beweisen, daß sie genauso gut sind, und versuchen – nicht selten mit Erfolg – es besser zu machen.

Aber unser Thema sind nicht die Relationen zwischen den Geschwistern. Hier geht es vielmehr um die Einzelkindstellung zweier Geschwister mit größerem zeitlichen Abstand.

Beide sind auf ihre Art Einzelkinder: Das älteste lebt zunächst ganz in der einzelkindtypischen Dreierkonstellation mit den Erwachsenen. Es ist ganz auf sie bezogen, mißt sich an ihnen und wird deswegen auch früher erwachsen, nicht selten frühreif. Es lernt meistens schneller sprechen, aber auch andere Kulturtechniken. Seine Kindheit wird verkürzt. Es gehört früher dazu und lernt die Erwachsenen besser zu verstehen als andere Kinder.

Oft wird es aber auch überfordert. Deswegen finden sich Strenge, Ernst und Pflichtbewußtsein besonders oft bei älteren Kindern. Auch in der Erziehungsberatung tauchen sie wegen neurotischer Störungen aus erzieherischer Überforderung am häufigsten auf.

Denn diese wird besonders stark, wenn die Verantwortung für ein jüngeres Geschwisterchen hinzutritt. Nun hat dieses quasi die Einzelkindstellung: Mittelpunkt zu sein, sich verwöhnen zu lassen, versorgt zu werden. Es ist zwar nicht ganz so isoliert wie ein Einzelkind – immerhin hat es noch ein größeres Geschwisterkind. Dies empfindet es – immer größeren zeitlichen Abstand vorausgesetzt – jedoch häufig eher als erwachsen und zu den Eltern gehörig. Wirklich Kind ist es ganz allein, und es darf Kind sein. Im Unterschied zu dem älteren ist es nicht so sehr auf die Erwachsenen bezogen, muß sich nicht so sehr den Erwartungen und Forderungen stellen, kann sich ihnen vielmehr leichter entziehen und entwickelt deswegen auch häufiger Egoismus und Vorteilsdenken, aber auch weniger Verantwortung, Pflichtstrenge und Konsequenz.

In beiden Geschwistern erlebt man gleichsam die beiden Seiten des Einzelkindes: beim ersten das schnellere „Verschwinden der Kindheit“ (Neil Postman), bei dem anderen die narzißtisch-verantwortungslose Komponente.

Vergleicht man mit dieser mehrfach variierten Einzelkindsituation die Gemeinschaft von Geschwistern – entweder zwei, die miteinander aufwachsen und vor allem miteinander spielen können, aber noch mehr drei, vier oder fünf –, so wird der Unterschied deutlich. Geschwister üben sich wechselseitig in Partnerschafts-

verhalten, bereichern sich gegenseitig und bilden gleichsam eine Gruppe, also ein soziales System mit unterschiedlichen Rollen und wechselseitigen Beziehungen und Sozialmustern. Ihre Eigenarten – Talente wie Unarten – ergänzen sich und reiben sich auf. Zwischen Kindern findet ein Wettbewerb statt. Wer zuviel verlangt, wird zurechtgewiesen. Wer schwächer ist, kann gefördert werden. Es entwickelt sich ein höherer Sinn für Gerechtigkeit und Interessenausgleich. Jedes lernt, sich einzuschränken, übt den Vorteil gemeinsamen Handelns, der gegenseitigen Hilfe.

Kinder erziehen sich gegenseitig und vielleicht mehr, als die Erwachsenen es heutzutage tun. Und natürlich spielen sie miteinander, tauschen Freuden und Sorgen aus, setzen sich auseinander, aber auch wieder friedlich zusammen, streiten sich und versöhnen sich wieder – kurz: Ein Geschwisterkreis ist die beste Vorschule für Gruppe und Partnerschaft, Familie und Team und damit auch für Gemeinschaft, Staat und Gesellschaft. Nicht umsonst hat Heinrich Pestalozzi gesagt: „Zu Hause muß beginnen, was leuchten soll im Vaterland.“ So feierlich und pathetisch dies klingt: Es hat einen ganz realen Sinn. Kommunikation der Erwachsenen funktioniert nicht, wenn sie nicht eingeübt wurde, und zwar von klein auf. Kindergarten und Schule können nicht vollständig ersetzen, was ein Geschwisterkreis ganz selbstverständlich leistet.

Das Einzelkind – in all seinen Varianten – muß auf diese „Vorschule der Gesellschaft“ weitgehend verzichten.

Ursachen der Kindesvereinzelnung

Wenn man dem Kind und damit langfristig der Gesellschaft einen so weitgehenden Schaden zufügt, muß dies schwerwiegende und tiefreichende Gründe haben. Die hat es, und sie haben sich in einer jahrzehntelangen Entwicklung angebahnt. Die Verringerung der Kinderzahlen begann bereits Ende des vorigen Jahrhunderts und hat in der Gegenwart ihr vorläufiges Maximum erreicht.

Als zur Jahrhundertwende das beginnende Säkulum als das des Kindes ausgerufen wurde, konnte man damit bereits nicht mehr das Loblied der kinderreichen Großfamilie gemeint haben. Im Gegenteil: Wenn die Kinderzahlen abnehmen, nimmt ja der Wert des einzelnen Kindes relativ zu. Viel mehr Aufmerksamkeit richtet sich darauf. Mehr Angst und Sorge um das kostbare Wesen steht hinter aller Erziehung. Der Vorzug ist: Einzelkinder sind meistens Wunschkinder. Im logischen Umkehrschluß ergibt sich: Die nichtgeborenen Kinder sind eben nicht erwünscht.

Eine der Hauptursachen ist natürlich die Entwicklung und Verbreitung fruchtbarkeitsregelnder Mittel. Dies waren schon vor einem halben Jahrhundert Spiralen, Pessare und Kondome. Am verbreitetsten waren aber lange Zeit das „Aufpassen“ beziehungsweise die Berechnung der empfängnisfreien Tage nach Knaus-Ogino oder die Temperaturmessung. Erst etwa in den 60er Jahren dieses Jahrhunderts trat dann in breitem und sich rasch ausbreitendem Maße die sogenannte Pille – zunächst Antibabypille oder auch positiv Wunschkindpille genannt – hinzu. Aber die Mittel stellen gewöhnlich nur

die Bedingungen und Instrumente dar, in deren Rahmen und mit deren Hilfe tieferwurzelnde Ursachen, stärkere und vitalere Bedürfnisse deutlich und ihre Verwirklichung möglich werden.

Versucht man zu objektivieren, läßt sich mit Sicherheit sagen: Stellung und Funktion des Kindes haben sich in unserer Gesellschaft gegenüber früheren Zeiten außerordentlich gewandelt. Es ist heute schwerer, Kinder zu haben.

Waren Kinder in der vorindustriellen, handwerklich-agrarischen Gesellschaft ein Arbeitsfaktor, so sind sie heute ein Kostenfaktor. Waren sie einst ein Segen für das Alter, so sind sie heute eine Anschaffung auf Zeit und auf Risiko. Wer geht dieses Risiko schon leichtfertig ein in einer Umwelt, die Kinder rührend findet, aber die Eltern für die Kinder bestraft? Wenn so viele Einzelkinder aufwachsen und das Kinderpärchen das heimliche Ideal ist, so liegt das meist gar nicht an der mangelnden Liebesfähigkeit und Bereitschaft zum Kind bei den Eltern, sondern es liegt an den kinderfeindlichen Bedingungen, die unsere Gesellschaft bietet und denen sich das einzelne Elternpaar zweckmäßigerweise anpaßt.

Wer zwei Kinder hat, bekommt schon genug Schwierigkeiten; wer mehr hat, wird bestraft – ohne ordentliches Gerichtsverfahren und ohne vorherige Strafanandrohung. Nicht offiziell. Offiziell wird der Kinderreiche gelobt, ja gepriesen von Staat und Kirche, aber in Wirklichkeit bereitet die gleiche Gesellschaft, die ihn hoch und glücklich preist, ihm kein leichtes Los.

Die Neubauwohnungen sind meist klein und überdies teuer. Nur bis zu einer gewissen Größen- und Komfortgrenze nennt man den Wohnungsbau sozial. Viele Ver-

mieter wünschen keine Kinder, genauer gesagt, wünschen bei ihren Mietern keine Kinder. Irgendwo allerdings müssen diese bleiben, meist auf viel zu engem Raum. Die Eltern müssen sie unentwegt zum Leisesein anhalten, sie können sich nie richtig austoben. Das brauchen Kinder mit mehreren Geschwistern meist noch viel nötiger als Einzelkinder, da sie viel mehr Gefühlsentbehrungen einzustecken und Rivalitäten zu verkraften haben, wodurch sich Aggressionen in ihnen anstauen können. So neigen sie auch eher dazu, Mobiliar oder Wände zu beschädigen und sich damit erst recht unbeliebt zu machen. Spielplätze sind rar, und die Straßen, auf denen Kinder in früheren Zeiten noch gefahrlos spielen konnten, sind heute Todeszonen. Die meisten Verkehrsoffer sind Kinder. Lärm und Luftverpestung nehmen immer mehr zu und verschonen nur die ruhigen Randbezirke der Städte, die im Grünen liegen. Aber Kinder, die dort aufwachsen, müssen einen weiten und gefährlichen Schulweg in Kauf nehmen.

Und woran die Eltern oft noch gar nicht denken: In der Schule ist das Kind zum Stillsitzen verurteilt und kann wiederum seinem Bewegungsdrang und seinem Spieltrieb nicht nachkommen.

Der Staat begünstigt zwar die Familie mit Kindern bei der Lohn- und Einkommensteuer, er zieht ihr aber den Vorteil der Vergünstigung durch die höchst unsocialen indirekten Steuern wieder ab. Auch das Kindergeld, das nicht einmal halb so hoch ist wie etwa in Frankreich, kann den Verlust nicht wettmachen. Wer seinen Kindern eine gute Ausbildung geben will, stößt auf größte Schwierigkeiten. Auch wenn die Schulgeldfreiheit weitgehend gesichert ist, braucht das Kind eine

Menge Geld für zusätzliche Anschaffungen in der Schule und für Kleidung, und vor allem verdient es ja nichts, solange es lernt. Familien mit Kindern müssen oft jahrelang auf Urlaub verzichten, und sie, die eigentlich ein Auto als Familienkutsche am nötigsten brauchen, können es sich meist am wenigsten leisten.

Natürlich hängt das alles vom Einkommen ab. Aber dieses Einkommen wird nicht nach der Familie gestuft und differenziert. Wir haben keinen Familienlohn. Das führt dazu, daß der Lebensstandard der Durchschnittsfamilie mit jedem Kind um mehr als zehn Prozent sinkt.

Deshalb wird jemand, der Mut, Leichtsinns oder Liebe genug für mehrere Kinder hat, von seinen lieben Mitmenschen auch für mindestens bedauernswert gehalten. Sie sehen nicht, daß kinderreiche Familien eine Last für die anderen mittragen, für die Zukunft und das Alter auch der Kinderlosen sorgen, für Sozialprodukt und Steueraufkommen von morgen garantieren. Selbst die Gemeinden empfinden Ausgaben für die Familie und das Kind, weil sie kurzfristig unrentabel sind, als überflüssig und unangemessen. Es ist bekannt, daß der kommunale Wohnungsbau allzusehr die kleine Familie begünstigt, in der die Frau möglichst mitarbeitet und damit zur wirtschaftlichen Prosperität des Gemeinwesens beiträgt, Kinder sind nur in der Einzahl oder als Pärchen vorgesehen.

Kein Wunder, daß viele Eltern sich dem Zwang der Verhältnisse fügen. Sie wollen wenigstens einem oder höchstens zwei Kindern eine sorglose Jugend, eine solide Ausbildung und eine sichere wirtschaftliche Grundlage bieten. Das ist vernünftig und konsequent, aber es darf nicht dazu führen, daß die ganze Last der Entwick-

lung auf den Familien mit Kindern und im Grunde auf den Kindern selbst ruht.

So ist es nur folgerichtig, daß die meisten Eltern die Kinderzahl klein halten.

Diese Konsequenz wird nicht nur von ärmeren Familien gezogen – dort vielleicht noch am wenigsten, obwohl es am verständlichsten wäre. Am meisten scheint die Reduzierung der Kinderzahlen in der finanziell gutgestellten Mittelschicht um sich zu greifen. Dort allerdings ist die quantitative Erniedrigung des Kindes von einer erstaunlichen gegenläufigen Entwicklung begleitet: der qualitativen Aufwertung.

Der Kult um das Kind

Was rarer wird, wird auch kostbarer. Was einmalig und einzigartig ist, kann – aus einer Mischung von Liebe und ständiger Verlustangst – zum Kultobjekt werden.

Der Blick für den einzigartigen Wert des Kindes ist parallel zur Reduzierung seiner Zahl gewachsen, und das tut dem Kind gut.

Wo Überbevölkerung und überreicher Kindersegen herrschen, ist der Wert des Kindes meistens nicht hoch zu veranschlagen. Kinder werden in vielen Ländern immer noch zur Landarbeit, zur Altersversorgung gebraucht und leider zunehmend auch zur Ausbeutung durch Fremde verkauft. Stirbt eins von ihnen oder werden sie gar in großer Zahl durch Seuchen dahingerafft, hält sich der Schmerz in Grenzen. Dies empfinden wir in unserer überreichen westlichen Welt, die auf dem Wege zur Einzelkindgesellschaft ist, durchaus nicht als human und normal.

Aber die bei uns um sich greifende Verkultung, Überbehütung und Umklammerung des Kindes muß es auch nicht sein.

Je mehr sich beide Eltern auf das Kind „stürzen“ – „Wir haben ja nur das eine“ – , um so mehr gefährden sie damit gleichzeitig dessen Entwicklung. Es tritt oft eine gefühlsmäßige Überhitzung der Beziehung zwischen Eltern und Kind ein. Das Kind wird nicht selten Objekt des Tauziehens zwischen den Eltern. Es kann in offenen und unterschwelligten Ehekonflikten die Person sein, bei der man Zuflucht sucht, die Partei, die man auf seine Seite ziehen möchte, oder auch das Objekt

künftiger Auseinandersetzungen, manchmal jedoch auch Prügelknabe oder umgekehrt Knüppel im Ehekrieg.

Eine überhitzte Beziehung zu dem oder Bemühung um das Kind ist meistens ein Symptom für innere Unausgeglichenheit und Unzufriedenheit bei den Eltern oder auch zwischen ihnen. Kinder werden dann zum Fieberthermometer der Beziehung. Sie lernen auf die Weise auch, geschickt zwischen beiden Eltern zu lavieren, sie gegeneinander auszuspielen und so wie ein Zünglein an der Waage zu schaukeln, daß es in jedem Falle zu ihrem Vorteil ausfällt. Auch dies ist keine günstige Voraussetzung für die Charakterentwicklung. Natürlich gibt es auch Mehrkindfamilien, in denen Kinder in die Eheprobleme der Eltern hineingezogen werden. Doch verteilt sich hier diese Last auf mehrere Schultern; zudem haben die Geschwister untereinander Rückhalt.

In vielen Fällen soll das Kind ein Superkind sein. Die amerikanische Familientherapeutin Patricia Love schrieb darüber:

„Mit Superkind ist das Kind gemeint, dessen Empfindnis durch Basaltemperaturmessungen gesteuert wird, dessen Geschlecht durch Amniozentese schon vor der Geburt bekannt ist, das im Mutterleib klassische Musik hört, bei seiner Geburt auf die Warteliste eines exklusiven Kindergartens gesetzt wird und noch vor seinem sechsten Geburtstag Unterricht in Linguistik, Tanz, Kampfsportart, Gymnastik, Lesen, Stimmbildung, Klavier, Fußball und/oder Fremdsprachen bekommt.“ (nach: „Der Spiegel“ Nr. 9/1993, S. 235)

Das Gegenteil ist auch nicht ideal: Kinder sind nicht wie Froschlaich, der in beliebiger Zahl von der Natur

ausgestoßen und zum Leben erweckt werden kann. Jedes Kind ist eine Persönlichkeit. Es braucht viel Zeit und Zuwendung, viel Kraft und viele Mittel, um sich menschenwürdig zu entwickeln. Es braucht seine Eltern, eine angemessene Ausbildung, Ernährung, Kleidung, Spielraum und Wohnung, Urlaub und Erholung, es braucht auch mehr als früher Ruhe und Ungestörtheit. Das alles setzt eine begrenzte Kinderzahl voraus oder aber einen sehr hohen Wohlstand, wenn man das einzelne Kind nicht benachteiligen will.

Die Kinderzahl muß in der freien Verantwortung der Eltern liegen. Aber auch konsequente, ja rigorose Familienplanung sollte bedenken, daß dem Kinde mit einem Kult, der es früh zum Star oder Modepüppchen werden läßt, nicht gedient ist, daß es Kontakt und Partnerschaft auf gleicher Ebene braucht. Familienplanung darf nicht kinderfeindlich sein, sondern hat gerade kinderfreundliche Lebensbedingungen als Ziel zu haben. Nur so sorgt sie dafür, daß Kinder ein Segen sein können und nicht zur Strafe werden – eingedenk des 127. Psalms, in dem es heißt: „Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk.“

Wie viele Kinder eine Familie „sich leisten“ kann, dafür gibt es keine verbindlichen Maßstäbe. Letzten Endes müssen die Freude, die seelische und körperliche Kraft, aber auch das wirtschaftliche Vermögen der Eltern den Ausschlag geben. Diese Verantwortung, die auch die Wahl der Verhütungsmethoden einschließt, kann einem Elternpaar von keiner Instanz auf Erden abgenommen werden. Hier ist alles richtig und alles erlaubt, was der elterlichen und der ehelichen Liebe entspringt.

Dies ist also ein ausdrückliches Bekenntnis zum Wunschkind beziehungsweise zu Wunschkindern.

Machen wir uns einen Augenblick klar, welches die Alternativen sind, das Schicksal also, das ungezählte unerwünschte Kinder erleiden. Für die meisten – soweit sie nicht nachträglich von liebenden Eltern akzeptiert werden – reicht das Unglück über unzählige Tage und Jahre. Was andere an Lächeln, an froher, leuchtender Liebe aus den Augen, aus anerkennenden Worten und aus fürsorglichen Händen ihrer Mütter und Väter aufnehmen und als reichen Schatz für ihr ganzes Leben speichern dürfen, summiert sich für sie zu einer Ablagerung von Mißerfahrungen. Wer immer geschimpft, herumgestoßen, aus dem Weg geschickt wird, bildet mit der Zeit statt des Urvertrauens in Welt und Menschen ein Urmißtrauen, das den Mißerfolg für wahrscheinlicher hält als die Freude und das sich auch ständig bestätigt.

Jedes Kind hat ein Recht auf Liebe. Wird es ihm nicht erfüllt, so nimmt es Schaden und wird selber wieder zum Schaden für die Gesellschaft. Dieser Zusammenhang – zwischen dem Schicksal der Unerwünschtheit und späterer Dissozialität und Kriminalität – ist heute so sicher erwiesen, daß endlich Konsequenzen daraus gezogen werden müßten – wenigstens die eine, das Recht eines jeden Kindes auf Liebe anzuerkennen und alles dafür zu tun, daß es auch jedem Kinde zuteil wird.

Das Leben bejahen kann nur, wer selbst bejaht wird. Das Recht auf Liebe des anderen respektiert in aller Regel nur der, dessen eigenes Recht auf Liebe erfüllt wurde.

Das ist ein Zusammenhang von unausweichlicher Konsequenz für das gesamte persönliche und für das gesellschaftliche Leben; es ist eine Frage, die über Krieg

und Frieden in der Welt entscheidet und an der Moral und Menschenwürde zu messen sind.

Ein wesentlicher Grund für den Kinderkult ist auch darin zu sehen, daß Eltern sich selbst im Kind fortpflanzen möchten. Wer an ein Weiterleben nach dem Tod nicht mehr glaubt, neigt dazu, dieses Problem biologisch zu lösen: Das Kind soll das eigene Leben fortsetzen und verewigen. Natürlich muß es dazu besonders umhegt, umsorgt und auch ein wenig verkultet werden. Schließlich weist es ja in eine andere, fast jenseitige Dimension.

Zugleich soll es – nach dem Motto Nietzsches: „Nicht fort sollst Du Dich pflanzen, sondern hinauf!“ – es auch besser haben und nach Möglichkeit auch besser machen, als man selbst es vermochte. Also wird alles hineingesteckt, was man zur Verfügung hat – nicht nur Geld und gute Worte, sondern vor allem auch Hoffnungen, Erwartungen, Aufträge. Die Folge sind oft genug Enttäuschungen. Das Kind ist nämlich auch nur ein Mensch mit einem Recht auf eigene Fehler und eigene Lebensführung.

Aber unentwegt delegieren Eltern ihre eigene Lebensproblematik. So möchte der beim Buchhalter steckengebliebene Karrierist unbedingt einen Direktor als Sohn, der Werkmeister einen Diplomingenieur, die etwas unbewegliche Eislaufschülerin eine spätere Eislaufprinzessin, die Laienspielerin einen Weltstar. Diese Beispiele klingen etwas kraß, sind aber aus dem Leben gegriffen und verwirklichen sich allzu oft. Unnötig darauf hinzuweisen, daß dadurch Kinder in sträflichster Weise denaturiert, verbogen, überfordert und letzten Endes unglücklich gemacht werden. Vor allem Einzelkinder, die sich am wenigsten wehren können und am ehesten sol-

che Identifikations- und Delegationszwänge übernehmen, sind davon betroffen.

Weigern sich solche Kinder, weil sie überfordert, gar nicht für die Erfüllung dieser Erwartungen begabt oder einfach unlustig sind – die anderen müssen ja auch nicht so hoch gesteckten Erwartungen entsprechen –, so können die Gefühle der Eltern umschlagen: Aus Kult können sich Willkür und Unterdrückung entwickeln, zumindest aber wechselnde Gefühle, unterschwellige Ablehnung und Lieblosigkeit und eine ständige Verunsicherung, die daraus resultiert, daß vom Kind unentwegt etwas erwartet wird und ihm Bedingungen gestellt werden: Wir lieben dich, wenn du unseren Erwartungen entsprichst und dich so entwickelst, wie wir es wollen. Und selbst, wer es gut meint und das Kind auf diese Weise fördern möchte, tut ihm doch meistens schweres Unrecht an und treibt in gewisser Weise Kindesmißhandlung.

An dieser Stelle ist ein Seitenblick auf die schiefgelaufene Psychologisierung der Erziehung fällig. Gerade Eltern von Einzelkindern, die es besonders gut und recht machen wollen, halten sich Elternzeitschriften, kaufen sich Bücher über die Psychologie des Kindes, über die richtige Kindererziehung, buchen entsprechende Volkshochschulkurse oder Fernlehrprogramme. Dies ist an und für sich – und natürlich besonders aus der Sicht eines psychologischen Autors – durchaus erfreulich. Aber es hat eben auch einige unerfreuliche und für die Entwicklung des Kindes durchaus nicht günstige Nebeneffekte.

Einmal wird das Kind übermäßig beobachtet, jede Regung registriert, gedeutet und nach der gerade vorherr-

schenden Schulmeinung eingeordnet und bewertet: zu früh oder zu spät sprechen gelernt, in die Trotzphase gekommen, Kontakt mit anderen Kindern gesucht, sich durchgesetzt oder nachgegeben, zu leicht oder zu wenig geweint, gelacht, gefragt, gespielt usw. Wie sagte Jean Paul: „Kinder sind wie Uhren. Man kann sie nicht beständig aufziehen, man muß sie auch gehen lassen.“

Mit anderen Worten: Sie dürfen nicht ständig beobachtet, kontrolliert, gemessen, verglichen, korrigiert und in die erwünschte Richtung gedrängt werden. Das Wichtigste ist, daß sie sich einfach entfalten, an ihre Grenzen stoßen, ihre Erfahrungen selber machen und aus ihnen lernen können. Einfacher und richtiger als alle psychologischen Lehrbücher hat Heinrich Pestalozzi das unübertroffene Prinzip formuliert: „Erziehung ist Beispiel und Liebe – sonst nichts.“

Ein Einzelkind soll ja insbesondere zu Stärke, Selbstständigkeit, Durchsetzung und Behauptung in der Gemeinschaft erzogen werden. Je mehr man dieses Ziel anstrebt, um so mehr gerät man in das – von Paul Watzlawick so formulierte – „Sei spontan!“-Paradox. Es geht einem wie dem Mann, dessen dominante Ehefrau ständig von ihm fordert: „Sei doch endlich einmal ein richtiger Mann. Sprich doch einmal ein Machtwort! Ich wünsche mir einen Mann, zu dem ich aufblicken kann.“ Und dabei blickt sie verachtungsvoll auf ihn herunter. Dies ist auch das widerspruchsvolle Prinzip mancher Selbstverwirklichungsgruppen und -sekten, in denen man positiv, spontan und mit sich selbst identisch sein soll – nach dem Prinzip: Ihr braucht keinen Meister, der euch sagt, was ihr braucht!

Ähnlich geht es in Familien zu, in denen Eltern nur das Beste ihres Goldkindes wollen. Spinat ist gesund, weil er angeblich Eisen enthält. Aber man soll kein Kind zwingen. Darum setzt man ihm Spinat vor: „Das mußt du essen, das ist gut für deine Gesundheit. Das siehst du doch ein. Wir zwingen dich ja nicht. Du sollst ihn nur essen, wenn du es gern tust“ (im anderen Fall wäre Mami aber sehr traurig). Und so muß es – freiwillig versteht sich – zur Musikstunde, zur Gymnastik, zu den Pfadfindern oder in die Kirche gehen – kurz: alles gern tun, was ihm (nach Meinung der Eltern) guttut.

Dazu kann man sich motivationspsychologischer Mittel bedienen – und dabei das Kind selbst zu einem Mittel, zum Instrument der eigenen vermeintlich richtigen Vorstellung von Erziehung, Erwachsenwerden, Gesundheit und richtigem Leben machen.

Antiautoritäre Erziehung erweckte nur den Anschein, manipulationsfrei und darum besonders human zu sein. Aber ein Kind will Grenzen spüren, Vorbilder erleben, sich frei entscheiden dürfen, auch protestieren und sich auflehnen können, möchte – in angemessenem Maße – Reaktionen und Sanktionen, auch Strafen, erhalten, möchte die Eltern als lebendige und spontane Wesen erleben, um auch spontan leben und sich entwickeln zu können. Psychologie – das sei zähneknirschend zugegeben – ist dabei häufig genug eher Hindernis als Hilfe.

Die Vielfalt des schillernden Phänomens Einzelkind wird vielleicht am besten deutlich, wenn man sich einmal die folgende Liste – schlagwortartig komprimiert – gleichsam auf der Zunge zergehen läßt. Einzelkinder können sein: Wunschkinder, Mußehenkinder, Heiratserzwingungskinder, Kompromißkinder (zwischen

eins und keins), Arbeitsstellenerhaltungskinder, Scheidungsvorahnungskinder, Selbstverwirklichungssymbole, Zeugungsbeweise, Delegationsboten, Zufallsergebnisse, Kultgötzen, Ehebrücken, Eheknüppel, Investitionsobjekte, Lebensinhalte, Bündnispartner, Hoffnungsträger, Großelternbefriediger, Familienpflichtbeiträge, Machtausübungsobjekte, Spiegelbilder, Ahnenreihenfortsetzer, Kreativitätsersatz, Verlegenheitsantworten, Familienabrundungen, Traumziele, Selbsterhöhungen, Ehedienstpflichterfüllung.

Und so könnte man fortfahren – teils ernst gemeint, teils heiter parodiert. Hier sollen diese Beispiele nur als Beweis dafür dienen, wie unterschiedlich Motive und Umstände des Entstehens und Bestehens einer Einzelkindschaft sein können.

II. Kinder als Kunden

Abgerichtet zum Konsum

Wer sich heute mit Markt- und Marketingproblemen beschäftigt, stößt auf die erstaunliche Tatsache: Die Zahl der alten Menschen nimmt ständig zu und die der Kinder ab. Dennoch ignoriert die Werbung die Alten zwar nicht völlig, aber im Verhältnis zu ihrem Bevölkerungsanteil in erstaunlichem Maße. Umgekehrt richtet sich die konzentrierte Erwartung und entsprechend natürlich auch die Investition der Wirtschaft auf die Zielgruppe, von der man sich für heute und morgen am meisten verspricht: auf die Kinder.

Dies verwundert nur beim ersten Hinsehen. Auch wenn es weniger Kinder gibt, so wird doch mehr für sie aufgewendet. Kinder stellen heute ein riesengroßes Kaufkraftpotential dar, das in Deutschland mittlerweile rund 30 Milliarden Mark jährlich beträgt.

Daß die Zahl der Kinder ab- und die der Einzelkinder entsprechend zunimmt, muß die Konsumgüterproduktion und den Einzelhandel nicht schrecken, weil Eltern für ihr Einzelkind nicht wesentlich weniger aufwenden, als es bei zwei oder drei Kindern der Fall wäre. Kleider, Schuhe und Spielzeug, Dreirad und Fahrrad können immerhin „weitervererbt“ werden. Die Aufwendungen für das erste und einzige Kind sind also überrepräsentativ hoch, wie sich ja auch in logischer Fortsetzung El-

tern kinderreicher Familien entsprechend weniger leisten können – sowohl für sich selbst als auch für jedes einzelne Kind.

Auch die Taschengelder sind höher, und das – oft verwöhnte und anspruchsvolle – Einzelkind ist kauf-freudiger. Entschädigt es sich doch auch für fehlende soziale Kontakte durch häufigere materielle Befriedigungen. Je weniger diese Entschädigung gelingt, um so intensiver wird sie betrieben und um so häufiger wird sie wiederholt. Wir kennen diesen Mechanismus aus dem Suchtverhalten des Erwachsenen, der sich Sehnsüchte erfüllen möchte, die man durch Konsum eben nicht erfüllen kann, und damit in die Gefahr kumulativen Suchtkonsums gerät. Dieses Verhalten wird meistens in der Kindheit schon vorbereitet.

Das Kauf- und Konsumverhalten des Kindes ist naturgemäß prägsamer und manipulierbarer. Schon deshalb müssen Kinder als Kunden von besonderem Interesse sein.

In meinem Bucherstling „Geheime Miterzieher der Jugend“ schrieb ich: „Die totale Konsumhaltung ist eine isolierende Daseinsverfassung, die dem anderen sein Recht an uns raubt und die uns selbst ärmer macht. Vor allem der junge Mensch ist in Gefahr, sich frühzeitig an dieses Selektionsprinzip bei der Aufnahme der Reize zu gewöhnen, weil es zugleich das bequemste ist, und darüber alles zu versäumen, was zur menschlichen Entfaltung gehört, das Interesse und das Engagement, das Sich-Öffnen und Sich-Schenken, das Liebe bedeutet und Liebe entzündet.“ (S. 116). Als ich dies vor mehr als 30 Jahren schrieb, war mir die immense Reduzierung der Kinderzahlen und die damit ins Monopolhafte ge-

wachsene Schlüsselstellung des Einzelkindes noch nicht bewußt. Nun könnte man den Aspekt umdrehen und sagen: Die isolierte Daseinsverfassung des Einzelkindes, das so vieles entbehren muß, was zur menschlichen Entfaltung gehört, verführt zur totalen Konsumhaltung beziehungsweise macht ein solches Kind besonders leicht verführbar und manipulierbar.

Dabei ist das Kind deshalb von so hohem Interesse für die Marketingstrategen, weil es eine dreifache Funktion auf dem Konsumsektor ausübt: Kinder sind heutige Käufer mit einer in 20 Jahren etwa vervierfachten Kaufkraftmenge. Kinder sind vor allem künftige Käufer, die das später vom Erwachsenen gewünschte Kaufverhalten schon früh einüben und zur selbstverständlichen Gewohnheit machen. Und nicht zuletzt sind Kinder die wichtigsten Helfer der Werbung bei den eigenen Eltern, denen sie ihre Wünsche suggerieren und mit allen bekannten Kindertricks und -finessen nahebringen, die mit denen der Werbestrategen durchaus konkurrieren können. Nur sind sie eben wesentlich näher am Herzen der Eltern, das sie erweichen wollen. M. Titze bringt dies in dem Buch „Lebensziel und Lebensstil“ auf die Formel: „So wächst das Einzelkind in einem wahren Paradies heran: Trotz seiner Kindheit und Hilflosigkeit braucht es sich nie ausgesprochen unsicher zu fühlen, da es ja die guten ‚weisen Riesen‘ hat, die ihm jeden Wunsch von den Augen ablesen und allzeit Sorge für sein Wohlbefinden tragen.“ (S. 122)

Natürlich kennt auch das Kind von klein auf den „Weißen Riesen“ aus der Werbung, der ihm genauso vertraut ist wie „Meister Propper.“ Oder die anderen Symbolattrappen, von denen man nicht weiß, ob sie auf

infantile Erwachsene gezielt sind oder sich als Kumpane bei den Kindern anbieten sollen.

Schon bei kleinsten Kindern überrascht häufig die genaue Markenkenntnis. Nachweislich kann ein Kind, das sprechen lernt, häufig eher „Auto“ sagen als „Vater.“ Es kann sehr früh am Motorengeräusch wie am Aussehen Automarken der gängigen Sorten – also etwa BMW und Opel, VW und Mercedes – unterscheiden.

Sehr früh – darauf hat vor vielen Jahren schon Vance Packard in seinem Buch „Die geheimen Verführer“ hingewiesen – hat die Konsumgesellschaft auch eigenes Lehrmaterial entwickelt in Form von Wandkarten, Pappmodellen und Handbüchern für Lehrer und es den Kaufleuten und Werbeabteilungen mit folgenden Worten als Werbeträger angeboten: „Den lernbegierigen Geist kann man so formen, daß er Ihre Erzeugnisse haben möchte. In den Volksschulen ganz Amerikas sitzen fast 23 Millionen Mädchen und Jungen. Wie viele Kinder essen Nahrungsmittel, verschleißten Kleidung, benutzen Seife?“ Man erkannte: Heute sind sie Verbraucher, morgen werden sie Käufer sein. Hier wächst ein gewaltiger Markt für Produkte heran. Klärt man diese Kinder über Markenerzeugnisse auf, werden sie durchsetzen, daß ihre Eltern keine andere Marke kaufen. „Viele weitblickende Werbetreibende geben heute Geld aus ... und bauen für morgen ..., indem sie lernbegierige Gemüter formen ... Das gesamte Material ist mit verzuckerten Werbelosungen versehen, die so abgefaßt sind, daß sie Aufnahmebereitschaft und Interesse für die Erzeugnisse wachrufen ...“ Der bekannte tiefenpsychologisch orientierte Werbepsychologe Dr. Ernest Dichter riet einem großen Autofabrikanten, seine Ver-

tragshändler anzuhalten, bei der Vorführung eines Wagens Kinder nicht als Störenfriede, sondern als Verbündete zu betrachten. Die Verkäufer sollten ihnen alle Einzelheiten erklären. Dies sei die beste Methode, auch die Väter ins Gespräch zu ziehen. Dazu kommen die Prämien und Beilagen für Kinder, die die Kaufüberlegungen der Eltern sehr häufig zunichte machen können. Darauf baut auch ein Großteil der Fernsehwerbung, die sich in den Nachmittags- und frühen Abendstunden ja vorzugsweise eines Kinderpublikums erfreut. Es soll die Mutter zum Kauf „wunderbar milder Spülmittel“, appetitlicher Fruchtsäfte und Milchgetränke ermuntern und ihn notfalls erbetteln.

Einzelkinder sind besonders gelehrig und aufgrund ihrer reduzierten sozialen Einflüsse auf die kollektiven Medienbotschaften besonders eingestellt und abgerichtet.

Kinder werden durch die Werbung zu kleinen Erwachsenen – wenn man will: zu erwachsenen Infantilen – hochdressiert. Sie sollen möglichst schon so ausgewachsene Wünsche haben wie große Leute oder möglichst noch mehr. Sie sollen sich und ihre Puppen so modern und abwechslungsreich kleiden, wie vielleicht Mutti und Vati es nicht einmal tun, weil sie anders erzogen sind oder es sich nicht leisten können.

Die Werbung ist ungeduldig und möchte aus Verbraucherrekruten bald voll in der Konsumschlacht einsatzfähige Verbrauchersoldaten machen, die ihre Dienstpflichten an den Verbraucherfronten des Kapitalismus unter Einsatz ihres Lebens zumindest in der sogenannten Freizeit erfüllen.

So maßt sie sich die Bedeutung einer neuen „Schule der Nation“ an, deren Anforderungen natürlich wesent-

lich angenehmer sind, weil mit Schmeicheleien und Selbstwertbestätigungen garniert. Gerade ein Kind, das sich sozial nicht bestätigt und gesichert fühlt, hungert nach Selbstwertverstärkung und läßt sich dafür auch leichter vorschreiben, was von ihm erwartet wird. Die Konsumgüterwerbung liefert scheinbar Lebenserfahrungen, Verhaltensstile und -vorbilder, und zwar leichter, als dies zu Hause oder in der Schule zu bekommen ist. Dort wird nämlich überwiegend an die Pflichten des Kindes appelliert, hier ausschließlich an seine Rechte, Ansprüche und Wünsche. Und welches Kind nimmt Verhaltensangebote und Ideale nicht viel lieber da an, wo sie nicht mit erhobenem Zeigefinger und Forderungen vorgetragen werden, sondern wo sie eine attraktive und reizvolle Verlockung bedeuten und den Eitelkeiten und Genußwünschen schmeicheln? Das alles kann die Werbung, ja es gehört zu ihren Prinzipien. Sie kann unbequeme Pflichten umgehen, kann „mehr vom Leben“ versprechen und die reizvollsten Rollen smarter Teenager oder gefeierter Stars anbieten, die – so wie Michael Jackson – sich selbst als Kinder kultivieren und mit Kindern umgeben.

So wird den Kindern von der Konsumgüterwerbung gleichsam ein Riesenschnuller in den Mund geschoben, den sie unaufhörlich lutschen sollen und häufig genug auch lutschen wollen. Wehe dem, der ihnen den fortnehmen will. Man muß es nur einmal versuchen – das beste Beispiel ist jener Hausgötze, der bekannter ist unter dem Namen „Glötze“, also das Fernsehen.

Einzelkinder sind Fernsehkinder

Das Fernsehgerät ist der Prüfstein nicht nur der innerfamiliären Beziehungen, sondern auch der Beziehungen von Kind zu Kind. Kinder, die unter Kontaktschwierigkeiten leiden, weil sie zarter und schwächer, schüchterner und weniger leistungsfähig sind, von den anderen nicht anerkannt werden oder als Einzelkinder zu wenig oder gar keine Außenkontakte haben, flüchten besonders gern vor den Fernsehschirm, der für sie zur Kontaktlinse mit der Welt wird, durch die sie risikoloser zu betrachten ist. Solche Kinder verbringen Stunden mit diesem scheinbaren Partner, der sie ihre Kontaktschwäche und Unterlegenheit nicht spüren läßt, und benutzen das Fernsehen als Fenster zur Welt wie ein Häftling in der Einzelzelle das Schlüsselloch. Sie haben das Gefühl, in „Alf“ ihren „besten Freund“ zu haben, in ihrem „Gameboy“ ihren treuesten Begleiter, und sie freunden sich auch mit Jugendlichen in Fernsehserien wie „Beverly Hills 90210“ oder der „Bill Cosby Show“ an; nur die wirklichen Freundschaften verkümmern darüber.

Kontaktschwierigkeiten werden ja nicht dadurch behoben, daß man dem Kontakt aus dem Wege geht. Gewiß, die Auseinandersetzung mit den Freunden auf der Straße und dem Spielplatz erfordert ein gesundes Selbstvertrauen und mitunter Ellenbogen. Es kann sein, daß man zurückgestoßen wird oder Keile bezieht. Und um dem aus dem Weg zu gehen, flüchten manche Kinder aus dieser widrigen Welt und nehmen aufs neue vor dem Guckloch Platz, durch das sie dann eine Welt, die meistens etwas schöner und ungefährlicher ist, betrachten.

Viele Kinder sind Einzelkinder. Und in den Familien, in denen – das ist die Regel heute – zwei Kinder da sind, ist der Altersunterschied oft so groß, daß sie nicht mehr miteinander spielen und so jedes Kind dann doch als Einzelkind aufwächst. Gerade ein solches Kind braucht den Kontakt, das gemeinsame Spiel, die Auseinandersetzung und den Wettbewerb mit den Altersgenossen am nötigsten. Solche Kinder sind gefährdet. Für sie kann das Fernsehen zu einem Instrument der Isolation werden. Gesunde Kinder suchen die Auseinandersetzung und die Kameradschaft. Wenn ein Kind ihr ständig ausweicht, sollten die Eltern sehr aufmerksam werden, denn seine Gesundheit, seine soziale Gesundheit, ist gefährdet.

Diese Gefahr wird auch nicht durch die Behauptung widerlegt, das Kind könne doch durch das Fernsehen viel über die Welt und die Gesellschaft lernen. Mit Recht schreibt die Kinderpsychologin Annelise Fechner-Mahn in einem Aufsatz über „Das Fernsehen im Kleinkindalter“, daß die Behauptung, das Kleinkind werde durch das Fernsehen mit der Außenwelt vertraut gemacht, sei unhaltbar, es werde im Gegenteil von der es umgebenden Welt abgelenkt. Die Kinderpsychologie habe aufgezeigt, in welcher Weise erlebend, spielend-aktiv, erwerbend das Kleinkind seine Wahrnehmung gewinnt, ordnen lernt und damit zum Aufbau eines „Weltbildes“ (Hansen) gelangt, zu einem Erfahrungswissen von der Welt, das ihm zunehmende Realitätsnähe und Sicherheit verschafft. „Die ständig wechselnde, durch das Kind nur unvollkommen und oberflächlich wahrgenommene Bildwelt des Fernsehens steht in krassem Gegensatz zu diesem handelnd erworbenen Weltbild.“

Das Fernsehen bannt die Kinder durch Bild und Wort, Nähe und Bewegung. Mag die Großmutter noch so spannend von Fischen und Hunden, Lokomotiven oder Puppen erzählen: Die Lebendigkeit und Realistik der beliebten Sendereihe „Alf“ oder des „Gameboys“ oder von Videos vermag sie nicht zu erreichen.

Mag das Fernsehen die Großmutter weitgehend ersetzen, ja zu einer Art „elektronischer Großmutter“ geworden sein, die die Kinder am Nachmittag um sich schart – elektrische Eltern, die nicht mehr mit ihm reden können, weil sie alle gemeinsam gebannt auf die Scheibe starren, ganz gleich, was da kommt, hat das Kind nicht verdient und kann es für seine Entwicklung nicht brauchen. Ja, die Kinder selbst beklagen häufig die Abhängigkeit ihrer Eltern von der „Glotzkiste“, wie sie den Fernsehapparat selbst nennen, und in ihren Äußerungen liegt Trauer und Enttäuschung:

„Seitdem wir zu Haus ein Fernsehgerät haben, hat sich vieles geändert. Es wird einmal früher, einmal später gegessen. Sobald das Gerät eingeschaltet ist, wird kein Wort mehr gesprochen. Alles ist gespannt, wie der Kriminalfilm endet.“ (Junge, 12 Jahre)

„Alles richtet sich ganz nach dem Fernsehprogramm. Ist ein schöner Fernsehfilm angekündigt, so sitzt die ganze Familie schon zehn Minuten vorher vor dem Fernsehschirm und wartet gespannt auf den Beginn. Hat er dann angefangen, dann darf kein Wort mehr fallen.“ (Junge, 12 Jahre)

„Manchmal ist solch ein Quatsch im Fernsehen, daß man es am liebsten wieder verkaufen möchte, aber man bleibt doch davor sitzen und muß ruhig sein.“ (Mädchen, 12 Jahre).

Da nützt die stumme Gegenwart der Eltern auch nicht viel. Sie sind am Abend selber müde, zu müde, um rechtzeitig und mit dem Kind etwas Sinnvolles neu beginnen zu können. In ihren schläfrigen Augen spiegelt sich die Mattscheibe wider, um die man gemeinsam versammelt ist, ohne zu merken, wie aus dem Familienkreis mehr und mehr ein Familienhalbkreis geworden ist. So haben viele Kinder zwar die Welt in der Wohnung, aber eigentlich keine Wohnung mehr in der Welt ...

Bitter sind die Klagen der auf diese Weise vereinsamten Kinder, die zusätzlich ihren Vater verlieren. Ein 14jähriger: „Früher hat mein Vater mit mir gebastelt und mir alles genau erklärt. Heute ist das nur noch eine Seltenheit. Er sieht jetzt lieber fern.“

So ist es kein Wunder, daß die Kinder, sosehr sie selbst von ihm fasziniert sein mögen, das Fernsehen oft auch als einen scharfen Rivalen empfinden, der ihnen die Zuwendung und die Geduld der Eltern, vor allem des meistens doch nur wenige Stunden anwesenden Vaters, raubt. Manche fügen sich resigniert in die veränderte Familiensituation. „Ohne Fernsehen würde es zu Hause sehr langweilig sein“, sagt ein 14jähriger.

Häufig wird auch noch der einzige Wohnraum der Familie durch die Sportsendungen oder Krimis, die der Vater bevorzugt, blockiert. Das Essen wird heruntergeschlungen, oft unter Begleitung einer Fernsehsendung. Wer einen Laut äußert, wird durch zurechtweisendes Zischen an seine Kulturpflichten erinnert.

Die Summe an „Kultur“, die sich hier im Laufe der Jahre häuft und die in vielen Familien aus wahlweise über 20 Programmen zusammenströmt, läßt sich in Worten nicht ermessen. Ermittelt ist so viel, daß ein

Grundschulkind nach vier Jahren Schule zwar 15 000 Schulstunden, aber 18 000 Fernsehstunden absolviert hat.

Wenn der Erwachsene schon Mühe hat, die mögliche Manipulation durch das Bild zu durchschauen, wieviel mehr erst das Kleinkind, für welches das Fernsehen zur rege und gern besuchten Vorschule des Lebens wird.

Natürlich setzt sich das Kleinkind nicht vor das Fernsehgerät, um zu lernen. Es ist ihm so etwas wie Aladins Wunderlampe, die Geheimnis um Geheimnis herbeizaubert und das Kinderherz in ungeahnte schöne und schreckliche Welten versetzt. Kommt die Farbe hinzu, wird der Zauber unüberwindlich, ein Riesenkaleidoskop immer neuer Farbkombinationen, in denen für das kindliche Verstehen Sinn und Struktur nur schwer oder gar nicht erkennbar sind.

Aber so heftig und so lange Pädagogen auch gegen das frühkindliche Fernsehen wettern – die Faszination der Glaskasperlbühne, des zauberischen Guckkastens hat nicht abgenommen.

Mit der Faszination geht aber um so unreflektierter die Manipulation einher. Dies gilt vor allem dann, wenn – wie heute immer mehr üblich – Werbeblöcke mitten in die Unterhaltungssendungen eingestreut werden. In ihnen wird keineswegs nur für Kinderspielzeug oder Süßigkeiten geworben – was schon fraglich genug wäre –, sondern für ausgesprochene Erwachsenenprodukte. Die Kinder werden also bewußt als „Schlepper“ bei ihren Eltern animiert, um Wasch- und Spülmittel, nicht selten sogar Gifte wie Alkohol oder andere Getränke- und Genußmittel aufzunehmen und weiter-

zugeben. Dieser unterschwellige Manipulationsstrom über das Unbewußte der Kinder zum Kaufverhalten der Eltern verdiente einmal eine genauere Untersuchung. Gerade die zentrale und in vielen Familien bestimmende Stellung des Einzelkindes würde sich hier wahrscheinlich als bedeutender Multiplikator erweisen. Schließlich kann sich eine Familie mit nur einem Kind finanziell mehr leisten und gibt dem Drängen des einzigen Kindes so leichter nach.

In der Tat laufen diese Einflüsse über das Unbewußte. Bei der Untersuchung der Bildungswirkung des Fernsehens ergab sich – in einer Forschungsarbeit von Paul Heimann an über 500 kindlichen und jugendlichen Probanden –, daß vier Fünftel von ihnen zwar meinten, eine bestimmte Sendung verstanden zu haben. Bei näherer Nachprüfung hatte jedoch nur ein Drittel von ihnen die Gehalte dieser Sendung richtig erfaßt.

Bildung vom Bildschirm setzt nämlich bereits Bildung voraus.

Ein Kind kann kaum den Wahrheits- und Aussagegehalt der bunten Mixtur von Spielfilmen, Werbesendungen, Nachrichten, Kabarett, Kriminalfilmen, Shows, Interviews und Reportagen in gleicher Weise beurteilen und verwerten. Die Überfülle des Gesehenen und Gehörten, die buntgemischten Bestandteile aus Information, Unterhaltung, Belehrung, Erregung und Erbauung durchzugliedern und auszuwählen setzt ein hohes Maß an Kritikfähigkeit, vorhandenem Wissen, an geistigen Kategorien und Ordnungsmaßstäben, also Bildung, voraus, wenn nicht das Gegenteil von Bildung die Folge sein soll, nämlich die wahllose Überflutung mit Reizen, die das Kind gar nicht verarbeiten kann.

Thomas von Kürthy schreibt in seinem Buch „Einzelkinder“ (München 1988): „Untersuchungen zeigen, daß Einzelkinder deutlich mehr Zeit vor dem Fernseher verbringen als Geschwisterkinder, und zwar ungefähr die gleiche Zeit wie behinderte Kinder.“ (S. 85)

Reiche, traurige Kindheit

Fabian hat nicht nur ein eigenes tragbares Farbfernsehgerät. Mit seinen neun Jahren verfügt er auch bereits über einen Computer und zahlreiche Computerspiele, einen Walkman, einen Gameboy und kann unentwegt zwischen elektronischen Spielprogrammen wählen.

Dazu kommen ein Haufen von Plastikbaukästen, ein Saurierpark, an die 20 Modellautos, eine elektrische Eisenbahn, eine Autorennbahn – alles im Laufe der Zeit von Tanten und Onkeln, Paten und Nachbarn, vor allem aber den nachgiebigen Eltern geschenkt. Die sind übrigens beide berufstätig und haben die meiste Zeit über ein schlechtes Gewissen Fabian gegenüber, weil er zu kurz kommen könnte.

Und das tut er auch – inmitten seines kindlichen Reichtums. Kinderreichtum mit ein paar Spielgefährten wäre ihm lieber. Die Erwachsenen sind entweder abwesend oder an seinen Spielabenteuern nur zum Schein interessiert. Selbst wenn der Vater ihm die Carrerabahn aufbaut und mit ihm um die Wette jagt, spürt er, daß er es aus Pflicht und schlechtem Gewissen tut. So etwas macht nicht glücklich. Manchmal verdrängt er seine Traurigkeit und schluckt die Tränen hinunter, aber man kann sich schließlich keine Geschwister machen, und was würde das in seinem Alter auch noch nützen?

So freut er sich wenigstens, wenn der Pappi ihn samstags an die Hand nimmt und mit ihm auf den Fußballplatz geht, sie anschließend ein Eis essen oder sich mit Mutti im Kaufhaus zum Essen treffen. Irgend etwas

springt immer dabei für ihn heraus – sogar ein bißchen Elternliebe und -gegenwart.

Und dann zieht es ihn ja selbst auch schon wieder nach Hause: Das Nachmittagsprogramm im Fernsehen wartet. Vati möchte die Sportschau sehen, und abends sind die Eltern bei Freunden eingeladen. Er darf den Krimi anschauen oder den „Flitterabend“. Wenn die Eltern erst ganz spät kommen, riskiert er auch schon einmal einen Blick in die Pornoschau eines Privatsenders. Dabei schläft er meistens ein – und das war dann der Tag. Am Sonntag wollen alle ausschlafen, und ehe der Tag so richtig begonnen hat, ist er auch schon wieder vorbei. Die Eltern müssen früh ins Bett, weil sie am Montagmorgen wieder sehr früh heraus und frisch sein müssen für die neue Woche.

Fabian hat zum Glück in der Schule keine Probleme. Sonst hätte er vielleicht einen älteren Schüler als Nachhilfelehrer. Aber soll er sich deswegen dumm anstellen? Dann sitzt er schon lieber wieder allein in seinem Spielzeugladen oder an seinem Computer, nachdem er verdrossen das Mittagessen in sich hineingeschauft hat.

Wirkliche Freude macht ihm eigentlich nichts. Wenn er einen Wunsch hat, wird der ihm meistens umgehend erfüllt, und entsprechend gering bleibt die Vorfreude, ohne die auch wirkliche Freude selten aufkommt.

Wenn er Glück hat, findet er in der Nachbarschaft einen Altersgenossen, mit dem er herumtoben kann. Und vielleicht lernt er in ein paar Jahren auch ein nettes Mädchen kennen, das ihm die Einsamkeit vertreibt und umkehrt.

Wahrscheinlich ist auch sie Kind einer Einzelkindfamilie. Aus diesen doppelten Einsamkeiten entstehen sehr

häufig frühe Paarbildungen, die mit Gefühlen und Erwartungen ebenso überladen sind, wie es die zwischen den Eltern und ihrem einzigen Augapfel einst waren, als Fabian zur Welt kam und noch klein war. Jetzt wird er selbständiger, riskiert auch gelegentlich ein aufsässiges Wort.

Die Eltern haben längst andere Probleme – sowohl im Beruf wie in ihrer Ehe. Sie möchten ihr Kind davon möglichst lange nichts merken lassen. Aber irgendwie liegt es doch in der Atmosphäre. Fabian ahnt mehr, als er sollte. Und bei seinen Klassenkameraden kennt er genug Kinder aus geschiedenen Ehen, um sich sein eigenes Schicksal vorstellen zu können, falls es einmal so weit käme. Er ist auf alles gefaßt ...

In Großstädten hat – laut „Spiegel“ – schon jedes zweite Kind geschiedene oder getrennt lebende Eltern. Und Toni Schmid, Sprecher des Bayerischen Kultusministeriums, sagt: „Es gibt ganze Klassen, in denen kein Kind mehr aus einer intakten Familie kommt.“

Ob die Eltern miteinander verheiratet oder nicht verheiratet sind – auf jeden Fall lösen sie sich öfter, schneller und leichter als je zuvor. Die hin und her geschobenen Kinder sind die eigentlichen Opfer. Und Jahr für Jahr kommen bis zu 150 000 in Deutschland dazu, ihre Zahl wächst. Von den Ein-Elternteil-Familien leben die Kinder in 1,75 Millionen Fällen bei der Mutter, in 0,25 Millionen der Fälle beim Vater.

Leider hat sich die rechtlich durchaus mögliche Praxis, daß beide Eltern erziehen, nicht durchgesetzt – einmal, weil die entscheidenden Familienrichter von dieser Lösung nur selten überzeugt sind, zum anderen, weil

die getrennten Eltern letzten Endes doch um ihr sogenanntes Sorgerecht streiten.

Und wenn sie diesen Streit vermeiden wollen und wegen des in der Tat armen Kindes zusammenbleiben, so ist dem Kind damit meistens auch nicht gedient. Mögen sie es beide geliebt haben, mögen sie es auch noch lieben – die anfängliche Atmosphäre eines bergenden Nestes verliert sich, die Kindheit klingt schon früher aus, als sie beim Menschen, diesem biologischen Nesthocker und Langlerner, eigentlich sollte, klingt für immer aus; es verbreitet sich das wortlose Elend einer hohl gewordenen, nicht mehr von Liebe erfüllten Beziehung. Mag diese weiterbestehen oder aufgelöst werden – das reiche, arme, traurige Kind ist das hilflose Opfer dieser Entwicklung.

Nach meinen Eindrücken gibt es wenige wirklich glückliche, von Leben und Liebe erfüllte Klein- und Kleinstfamilien mit einem einzigen Kind. Selbst wenn dieses Kind Ausdruck aller Zukunftshoffnung, Gipfel der Familienplanung, Kultgegenstand und kleiner Prinz des winzigen Reiches ist, das zwei Menschen sich aufbauen wollten: Meistens entwickeln sich die Verhältnisse anders, als man erhoffte. Zurück bleibt ein mehr oder minder ausgehöhltes Gebilde, bei dem die Betroffenen sich ratlos fragen, wo die Liebe, wo die Beziehung geblieben ist. Möglicherweise liegt dies daran, daß Einzelkinder sich innerhalb der Familie viel stärker auf die Eltern konzentrieren, als dies im allgemeinen bei mehreren Geschwistern der Fall ist und die Eltern sich somit über lange Jahre hinweg zu sehr auf das Elternsein konzentrieren und so ihre Beziehung zueinander leichter vernachlässigen.

Um diesem Elend der Kleinstfamilie gar nicht erst ausgesetzt zu sein, haben viele Frauen den Wunsch, ein Kind ohne Vater großzuziehen. So entdeckte Barbara Bronnen enthusiastisch die „neue Lebensform“, in der Frauen sich ein Kind „anschafften“ und den Vater von seiner Verantwortung „freisetzten“. Inzwischen ist der Überschwang der Autorin von „Mütter ohne Männer“, aber auch ihren Nachahmerinnen verlorengegangen. Sie spürten die eigene soziale Isolation, aber auch die des Kindes. Eine von ihnen sagt: „Beziehungsmäßig war ich drei Jahre lang weg vom Fenster.“ Eine andere beklagt das notgedrungen „infantile Niveau“ der Gespräche zu Hause mit dem Kind als einzigem Partner.

Eine dritte fürchtet, das Kind als einzigen Gesprächspartner zu überfordern und aus ihm am Ende „einen kleinen Erwachsenen“ zu machen. Diese – wie Barbara Bronnen selbst sagt – „totale Symbiose“, dieser „Klammereffekt“ und die „gottähnliche Macht“ über das kleine Kind ließen sie erschrecken und sich von ihrer ursprünglichen Konzeption distanzieren.

Dadurch kommt der Glaube an die Kleinfamilie noch nicht zurück. Alles wird nur noch schwerer, vor allem wenn die Identifikation mit dem Angehörigen des gleichen Geschlechts fehlt. Eine Psychologin mit einem einzigen Wunschkind, einem Jungen, formuliert das so: „Wie soll mein Sohn, der nur mich hat, eine männliche Identität entwickeln? ... Vieles kann er von mir als Frau gar nicht lernen. Das fängt schon dabei an, wie man im Stehen pinkelt.“

Immerhin haben Psychologen und Soziologen hieraus abgeleitet, wie wichtig beide Eltern für die Erziehung

des Kindes sind, vor allem für die Geschlechteridentifikation. Die Hamburger Soziologin Anneke Napp-Peters sagt etwa: „Spätestens in der Pubertät bekommt ein Mensch, der seinen Vater und mit ihm einen Teil seines Ursprungs nicht kennt, Probleme mit der eigenen Identität.“ Und der Münchner Psychologe Wassilios Fthenakis schreibt: „Das Recht, einem Kind einen leiblichen Elternteil vorzuenthalten, hat niemand.“

Vielen Einzelkindern, die in freiwillig oder unfreiwillig zustande gekommenen Rest- oder Halbfamilien leben, ist aber dieses Schicksal beschieden, das auch durch die üppigsten Zuwendungen und Entschädigungen nicht aufgewogen werden kann – am wenigsten durch materielle.

Die Philosophie des „Nimm, was du kriegen kannst!“

Das Einkindsystem ist nicht nur eine wirtschaftliche Konsequenz aus den Schwierigkeiten, die Eltern mit Kindern haben und die die Gesellschaft der Familie zu bewältigen überläßt. Sie ist nicht in erster Linie ein wirtschaftliches oder politisches Phänomen. Es steckt auch eine Philosophie dahinter. (Man möge den Ausdruck „Philosophie“ in diesem Zusammenhang verzeihen: Er ist heute auf dem Umweg über die Wirtschaft – jedes Unternehmen hat seine „Philosophie“ – üblich geworden). Es ist die Philosophie, das vorgegebene Programm, die geistige Botschaft: Mein Kind soll es einmal besser haben. Und gemeint ist natürlich in erster Linie der höhere Lebensstandard, den dieser hoffnungsvolle Exponent der künftigen Generation sich leisten können soll. Gemeint ist natürlich auch die pädagogische und schulische Förderung, die einem Einzelkind selbstverständlich leichter zuteil wird.

Es steckt – wenn man genauer hinhört – aber noch mehr dahinter. Nämlich tatsächlich so etwas wie eine Philosophie: Der Fatalismus, daß die Welt kaum eine Zukunft hat. Für die vielen, allzu vielen auf diesem Erdball ist diese Zukunft ohnehin düster genug. Aber auch für mehrere Kinder in der eigenen Familie wäre sie weniger aussichtsreich, so meint man. Da man aber auf Nachwuchs, sprich Weiterleben, und eigene Zukunftsperspektive, die auf die Weise eröffnet werden soll, nicht ganz verzichten möchte, bleibt als Kompromiß das eine Kind übrig. Es ist der nicht zu Ende gedachte Fatalismus, die Aussichtslosigkeit, die einem im

Grunde jedes Kind verbieten müßte. Es ist aber auch nicht der rosige Optimismus, der einen kinderfreudig stimmen könnte und auf die Weise dem einen Ableger wenigstens noch ein oder zwei Gesprächs- und Spielpartner gönnen würde. Es ist der Kompromiß, der in der ebenso unlogischen wie unlauteren Volksmundparole steckt „Einmal ist keinmal“ – also nichts Halbes und nichts Ganzes. Dazu eine kleine Anekdote:

In einem einsamen schottischen Schloßhotel treffen sich an einem stürmischen Herbsttag, wie man ihn aus den englischen Krimis kennt, zwei einsame Gäste an der Bar. In der Verlegenheit, was man in dieser gottverlassenen Gegend und diesem langweiligen Hotel anfangen soll, spricht der eine den anderen an und fordert ihn zu einer Partie Whist auf – ohne Erfolg: „Whist liegt mir nicht, ich habe es nur ein einziges Mal in meinem Leben gespielt, das reichte mir.“ Nach einer längeren Pause fängt der erste erneut mit einem Kontaktversuch an: „Wie wäre es mit einem Glas Whisky?“ – „Nein, Whisky vertrage ich nicht; ich habe nur einmal in meinem Leben ein Glas getrunken, und das ist mir gar nicht bekommen.“ – „Darf ich Ihnen wenigstens eine meiner schönen Havannas anbieten?“ Wieder eine ablehnende Antwort: „Nein, ich habe nur einmal in meinem Leben eine Zigarre geraucht, die mein Sohn mir aus Kuba mitgebracht hatte. Sie hat mir überhaupt nicht geschmeckt.“ Pause. – „Darf ich annehmen, daß dies Ihr einziger Sohn ist?“ Ein melancholisches Nicken beendete die Konversation. Hoffentlich macht diesem einzigen Sohn das Leben mehr Freude als dem auf allen Feldern irdischen Vergnügens offenbar enttäuschten Vater!

Aber vielleicht ist es gerade diese durchgängige Enttäuschung, diese grundlegende Frustration, dieses Selbst-nicht-leben-Können und Nicht-zu-leben-Wagen, das die ärmliche Philosophie zur Herrschaft bringt: Mein Kind soll es einmal besser haben.

Eins kann man mit einiger Gewißheit voraussagen: Ein solches Kind wird es nicht besser haben. Es wird zwar verwöhnt und mit allen denkbaren Vergünstigungen überschüttet werden. Die Eltern mögen sich die Happen vom Munde absparen, jeden Lebensgenuß zugunsten des Kindes zurückstellen, auf Reisen verzichten, die eigene Bildung zugunsten der Fortbildung und des Weiterkommens des Zöglings versäumen – er wird es ihnen kaum danken und wird vermutlich auch kaum den Gebrauch davon machen, den sich die Eltern erhofft haben.

Vermutlich schufteten die Eltern, um ein anspruchsvolles Wesen jener Generation heranzuzüchten, die man früher Jeunesse dorée nannte, die sich im Grunde über Zurückhaltung und Sparsamkeit der Eltern mokiert, ja sich vielleicht ihrer mangelnden Bildung und Lebenskultur schämt. Ob den Eltern damit gedient ist und ob das Kind dadurch wirklich mehr vom Leben hat?

Vielleicht wird es aber auch voll auf die Suggestionen der Werbung ‚abfahren‘. An die Stelle der pädagogischen Ideale mit ihren Imperativen des Tu! Sei! und Werde! treten dann die Konsumappelle mit dem suggestiven Stakkato ihres Nimm! Nimm! Nimm!; begleitet von musikalisch-rhythmischen, optischen und anderen sinnlichen Reizauslösern.

Wer meint, Werbung habe keine Wirkung, ist ein seltsamer Illusionist. Wofür – glaubt er – würden alljähr-

lich viele Milliarden Mark aufgewendet, Fernsehprogramme in störender Weise unterbrochen, um für ein paar Sekunden irgendein Produkt an den Mann, an die Frau und nicht zuletzt an das Kind zu bringen? Wem die allgemeinen Umsatzzahlen nichts sagen, den kann vielleicht ein Brief aus meinem Briefkastenarchiv nachdenklich machen. Da schreibt die 49jährige Irmgard: „Unser achtjähriger, einziger Sohn macht mir Sorgen: Vor zwei Monaten fing es harmlos an: Mein Sohn wollte auf einmal kein Obst und kein Wurstbrot mehr für die Pause, sondern die Milchschnitte. Ich dachte mir nichts dabei und gab sie ihm von da an. Etwas später kam er und beschwerte sich, daß er morgens keine Zentis-Frühstückskonfitüre und keine Nutella bekäme, sondern „irgendwelche“ Brotaufstriche. Auch da nahm ich die Sache noch nicht ernst. Aber mit der Zeit wurde es immer schlimmer: Er wollte keinen Orangensaft mehr haben, sondern Valensina, keine beliebige Margarine, sondern Rama. Auch verlangte er die Fünf-Minuten-Terrine, Lieken-Urkorn-Brot, Fruchtzwerg von Gervais, Nimm 2 und so weiter! Er beschwerte sich, daß meine Wäsche nicht sauber, weich und frisch sei, weil ich nicht mit Dash 3 wasche, daß mein Geschirr nicht so schön glänze, weil ich nicht mit Palmolive spüle, daß ich mich nicht mit Quenty forty eincreme, die falsche Zeitschrift lese und so weiter! Inzwischen benutze ich auch das falsche Shampoo, die falsche Zahncreme, die falschen Taschentücher – es ist einfach nicht mehr auszuhalten! Als Mutter habe ich ja nun wirklich schon meine Erfahrungen, aber mir dauernd vorwerfen lassen zu müssen, ich sei nicht so wie die Mütter im Fernsehen, das muß ich mir doch wohl nicht gefallen lassen, oder!

Inzwischen weiß ich ja wenigstens, wo der Junge das alles aufgeschnappt hat. Er ist oft bei der Oma, und ich habe sie vor kurzem gefragt, ob der Junge bei ihr fernsehe. Sie sagte, „ja, die Mainzelmännchen“. Auch gab sie zu, daß dazwischen Werbung komme. Ich bat sie, den Jungen nicht mehr fernsehen zu lassen, aber was ich über die Erziehung meines Sohnes sage, interessiert sie überhaupt nicht.“

Gerade diese pädagogische Gleichgültigkeit ist für die Werbemacher natürlich die Chance, die manipulative Einbruchsnische – mit den im Brief geschilderten Folgen. Wenn man dazu noch die Sportkleidung – natürlich dürfen es nur bestimmte Turnschuhe, Sweatshirts, Jogginghosen und Skianzüge sein – hinzurechnet, so floriert der Markt zugunsten und gleichzeitig auf Kosten der konsumwilligen Gören, vor allem aber – ganz konkret – auf Kosten der zahlungswilligen oder auch unwilligen – und immer öfter auch unfähigen – Eltern. Denn was machen Eltern, die diesen Wünschen nicht mehr gewachsen sind und sich auch nicht in der Lage fühlen, gegen den wachsenden Druck eine pädagogische Staumauer zu errichten – so wie die briefschreibende Mutter, die sich samt Oma überfordert sieht?

Schließlich arbeitet die Werbung nach einem sich stufenden System elementarer Selbstverständlichkeiten, die man etwa so formulieren könnte: Man braucht das heute. Der Nachbar kauft's auch. Es ist wichtig für Sie und ganz besonders für Sie. Alles ist zum Glück käuflich und liegt für Sie bereit. Es ist modern und darum zwingend. Aber es ist auch zum alsbaldigen Verbrauch bestimmt, denn morgen kommt das noch neuere, bes-

sere und darum maßgebende Produkt. Darum: Immer offen sein, informiert – natürlich durch Werbespots – und stets auf der Fährte des Allerneusten. So können Sie „in“ bleiben. Sonst sind Sie „out“ – und wer möchte das schon sein und vor allem seinem Kinde zumuten?

So etwa lautet die Philosophie, die das Kind in der Schule des sogenannten Lebens lernt – ohne Zwang und Zensuren, ohne Verbissenheit und Anstrengung. Im Gegenteil: Man läßt sich alles vorführen, anbieten, schenken. Dieser Philosophie werden die christlichen Feste ebenso untergeordnet wie die Schulerfolge oder die Geburtstage, die doch Jahr für Jahr wachsende Reife signalisieren sollten. Aber wofür sind Ostern, Pfingsten und vor allem Weihnachten, Erstkommunion, Konfirmation, Namens- und Geburtstage denn sonst da, als dieser Philosophie zu dienen: Nimm, was du kriegen kannst!

An die Stelle des Mißbrauchs der Kinder durch Kinderarbeit noch im vorigen Jahrhundert ist in der Einzelkindgesellschaft die Überfremdung durch jene Konsumdressur getreten, der insgeheim auch die meisten Erwachsenen huldigen. Allerdings müssen sie häufig genug noch etwas leisten, um sich wirklich etwas leisten zu können. Durch diesen Funktionszusammenhang wird das Ganze noch einigermaßen in Grenzen gehalten. Einen solchen Zusammenhang gibt es für die Kinder ja kaum noch, weil die Schulleistungen scheinbar zweckfrei sind und Kinderarbeit verboten ist. Dadurch bekommt für ein Kind, vor allem wenn es konkurrenzlos ist, das Konsumangebot ein Übergewicht, das den Funktionszusammenhang mit der vorausgehenden Leistung völlig vergessen läßt.

Nun ist Schenken an und für sich etwas Schönes und sollte auch nicht mit dem Gedanken der Gegenleistung verkoppelt werden. Aber Schenken – das weiß jeder, der es ausübt –, ist nur sinnvoll und macht nur Freude, wenn es Dank auslöst und wenn der Beschenkte nicht schon alles hat. Dies ist auch ein Grund, weshalb Menschen heute so schwer danken können. In der Nimm-Philosophie ist es nicht vorgesehen. Damit wächst zwar die Güterfülle in der Hand des einzelnen, aber zugleich auch seine seelische Armut und Einsamkeit im Innern. Dank ist nämlich ein grundlegender Kommunikationsvorgang, setzt Gegenseitigkeit und Erwidierung in Gang – und zwar auf der Ebene von Gefühl, Geist und Gemüt und nicht auf der berechenbaren des Schenkens und Wiederschenkens, des „Wie du mir, so ich dir“.

Das Erwarten, Fordern, als Selbstverständlich-Hinnehmen gehört – nach Erich Fromm – zum Haben-Modus: Der Dank, die Freude und die Bescheidenheit sind Ausdruck des Seins eines Menschen, der echt und von innen heraus lebt. Fällt es nicht auf, daß die Kinder Augen einem in ärmeren Ländern, die allerdings kinderreicher sind, dankbarer und lebensvoller entgegenstrahlen und wie muffig, verdrossen, unzufrieden und mürrisch dagegen unsere verwöhnten Prinzen und Prinzessinnen dreinschauen?

Kauf- und Kostenfaktor Kind

Nach der philosophischen Polarisierung zwischen Sein und Haben nun zu der ganz realen von Soll und Haben: Kinder sind heute zunächst einmal ein beachtlicher Kostenfaktor. Dies hat sich nicht zuletzt im Gefolge der Industrialisierung ergeben: Auf dem Lande konnten und können Kinder noch mithelfen – sind also ein Arbeitsfaktor. In der Stadt, in der die Eltern ins Büro oder in den Produktionsbetrieb fahren, haben sie – außer der meist geringfügigen Mithilfe in einem vollelektrifizierten Kleinhaushalt – kaum eine Funktion. Man kann diesen Tatbestand nicht deutlich genug betonen, weil er für die meisten Menschen, die rechnen und planen und damit auch die Kinderzahl planen, einer der wichtigsten Faktoren für die Reduzierung darstellt: Das Kind ist heute – rein wirtschaftlich gesehen – nicht mehr Arbeits-, sondern nur noch Kostenfaktor.

Heute kostet schon das Neugeborene, und zwar für seine Erstausrüstung, mindestens 1 000 Mark. Und dann rechnet man – je nach Lebensstandard und Wohnumfeld – Monat für Monat noch einmal mindestens die Hälfte dieses Betrages. Dabei steigen diese Kosten ständig. Ein Elternpaar muß bis zum Ende der Schulzeit für ein Kind circa 100 000 Mark aufbringen, und wenn es studiert, bis zum endgültigen Abschluß und zum eigenen Verdienst circa eine Viertel- bis eine halbe Million.

Es ist ein dummes Gerede, Eltern wollten aus Bequemlichkeit nicht mehr Kinder. Sie könnten in den mei-

sten Fällen gar nicht mehr haben, weil sie sie wirtschaftlich nicht verkraften können.

Aus alledem ergibt sich, daß ein Kind heute anders erwartet, anders eingeplant, anders verstanden und damit auch anders geliebt wird als zur Zeit unserer Urgroßeltern, als noch die Bäuerin ihre Kinder am Feldweg oder auf dem Hof ohne Aufsicht und ohne gezielte Erziehung aufwachsen lassen konnte. Erziehung ist eine eigene Aufgabe, so etwas wie ein eigener Beruf, geworden. Das gewünschte Kind wird als Persönlichkeit von hohem Wert betrachtet, als eine kostbare „Anschaffung“, in die man viel investiert und die zwar nicht Gewinn, aber doch Freude, Lebensinhalt und sichtbaren Erfolg bringen und dokumentieren soll. Diese Einstellung muß nicht kinderfeindlich sein, gibt sie dem Kind doch viel mehr an materiellen und seelischen Entwicklungshilfen, als dies jemals zuvor möglich war.

Obwohl nach einem Urteil des Bundesverwaltungsgerichts Kinderspielplätze zum Wohnen gehören und für die kindliche Entwicklung unerläßlich sind, ist es in den meisten Bundesländern immer noch den Gemeinden und Bauherren überlassen, ob und in welcher Form sie Spielraum für Kinder schaffen. Der Deutsche Kinderschutzbund ermittelte, daß 100 000 Kinderspielplätze fehlen und die vorhandenen überwiegend falsch angelegt sind: zu klein, zu steril, unkindgemäß, oft nur mit Sandkiste, Rutschbahn und Klettergerüst ausgestattet. In den Sandkisten werden – wie eine Untersuchung ergab – oft Hundekot und Müll, aber keine spielenden Kinder angetroffen.

Während bei uns noch nicht einmal die bereits 1959 vom Deutschen Städtetag geforderten anderthalb Qua-

dratmeter Spielfläche je Einwohner da sind, stellt die Schweiz sechs Quadratmeter und England sogar 20 Quadratmeter bereit. Englische Untersuchungen weisen auch nach, daß Aggressionen und Gewalttätigkeit sowie kriminelle Vergehen bei Kindern, die sich auf Abenteuer-spielplätzen tummeln können, auffallend geringer sind als bei anderen.

Solche pädagogischen Spielplätze sind auch bei uns eine dringende Notwendigkeit. 400 etwa gibt es inzwischen, aber das ist im Vergleich zur Zahl der Kinder unter 14 Jahren – circa zehn Millionen – nur „ein Tropfen auf den heißen Stein“. Und ihre Einrichtung stößt erfahrungsgemäß bei den Anwohnern auf besonders heftige Proteste, weil sie eine größere Lärmbelästigung – durch zusätzliches Hämmern etwa – befürchten und verhindern wollen. Gegen Motorenlärm dagegen protestieren sie nicht.

Bei einer Umfrage unter den Kindern einer norddeutschen Stadt, was ihnen in ihrem Wohnort nicht gefalle, steht diese Klage einer elfjährigen Schülerin für viele: „Jeder Hund und jedes Auto hat es besser als wir. Sie dürfen Krach machen, für sie ist Platz da, und man hat sie lieb. Aber wir Kinder werden immer nur angeschnauzt und weggejagt.“

Man hat den Eindruck, daß die Nachkriegsgesellschaft im Wiederaufbau nur von der Hand in den Mund gelebt hat und die Erwachsenen nur für sich selber denken und sorgen konnten. Die Kinder waren ausgeklammert. Seit dem Krieg aber ist fast ein halbes Jahrhundert vergangen – Zeit genug, so sollte man meinen, um wieder Atem für langfristige Planungen zu haben. Man kann nicht gleichzeitig die geringe Geburtenfreu-

digkeit beklagen und etwa die Wohnungen des sozialen Wohnungsbaus eng und klein anlegen: mit Kinderzimmern, in denen gerade Bett und Stuhl untergebracht werden können, aber kein Raum zum Spielen ist. In solchen Wohnungen mögen sich kinderlose Ehepaare wohl fühlen, Kinder müssen hier zur Plage für die Eltern und für die Nachbarn hinter den hellhörigen Wänden werden. Es ist verständlich, wenn auch darauf immer mehr Ehepaare mit dem Verzicht auf Kinder geantwortet haben. Das äußerste und mir nicht mehr begreifliche Symptom, zu dem sich das Einzelkindprinzip versteigen kann, ist allerdings der von manchen Frauen, die mit Drillingen, Vierlingen oder Fünflingen schwanger sind, Ihrem Arzt gegenüber geäußerte Wunsch, alle bis auf eines, im Mutterleib zu töten.

Kinder, die wichtigste und zugleich wehrloseste Großgruppe unserer Gesellschaft, haben keine Lobby und keine Wählerstimme.

III. Neue Kinder – neue Werte

Der Wertewandel der Gesellschaft

Der Wertewandel einer Gesellschaft bereitet sich in ihren Kindern vor. Die Kinder des Biedermeier im 19. Jahrhundert waren die braven Soldaten von Sedan; die aus den kaisertreuen bürgerlichen Familien die Helden und Opfer von Verdun. Die durch Untertanengehorsam und ruhmlosen Untergang Verstörten von 1918 wurden die Demokratieunwilligen und -unfähigen der Weimarer Republik und – nach Inflation und Massenarbeitslosigkeit – willfähige Beute der braunen Rattenfänger. Erst die mit der Nase tief in den Dreck gestoßene Generation, die 1945 bewußt erlebte, hat eine Zeitlang aus der Vergangenheit gelernt und ein besseres Gemeinwesen aufgebaut. Aber nun hieß der Götze Wohlstand, nun wollte man alle Fehler, Versäumnisse und Frustrationen der Vergangenheit meiden und es einfach besser haben.

Ein Ergebnis dieser Lehre war – neben Wirtschaftswunder und Welterfolg – die Schrumpfung der sozialen Beziehungen und insbesondere der Familie. Das Einzelkind auf seinem spätbürgerlichen Thrönchen ist sozusagen der Prototyp einer neuen, narzißtischen Gesellschaft. Und sind wir es nicht – jeder einzelne für sich –, die diese Gesellschaft mit jener Inthronisation selbst vorbereitet haben?

Unbestreitbar – und auch aus den Untersuchungen über den Wertewandel der Gesellschaft immer wieder ablesbar und immer wieder neu bestätigt – ist der Wandel von gemeinschaftsbezogenen zu individualbezogenen Werten. Vereinfacht ausgedrückt können wir sagen: Jeder sorgt zunächst für sich, möchte angesichts der drohenden Weltgefahren seine Schäfchen ins trockene bringen, möchte das Risiko einer größeren Kinderschar nicht auf sich nehmen und auch selbst nicht mehr in einem größeren Familienkreis verantwortlich sein. Wer sich an Familienfeste ärmerer Zeiten, zum Beispiel der Kriegs- und Nachkriegsjahre erinnert, weiß, wie weit der Bogen bis zum Familienzusammenhalt gespannt war und was davon übriggeblieben ist.

Narzißmus und Privatismus

Der Narzißmus spielt in der psychoanalytischen Theorie eine große Rolle, und zwar schon seit Freuds Abhandlung über den Narzißmus aus dem Jahre 1914, vor allem aber seit den Theorien von Kohut, Kernberg und vor allem Lasch aus den 70er und 80er Jahren. Das Buch von Christopher Lasch heißt „Das Zeitalter des Narzißmus“, in dem wir uns angeblich befinden. Aber auch in diesem Buch taucht kein einziger Bezug auf das Einzelkind und seine wachsende quantitative und zunehmend zentrale Rolle in unserer Kultur auf.

Doch zuvor rufen wir uns die Herkunft dieser vieldeutigen Vokabel in Erinnerung: Der Jüngling Narzissos in der griechischen Sage verschmäh die Liebe anderer Menschen – Männer wie Frauen. Er ist zu keiner Gegenliebe fähig. Die Nymphe Echo ist so unsagbar, aber unerwidert in ihn verliebt, daß sie vor Kummer dahinschwindet, daß nur noch ihre Stimme übrigbleibt, deren Name bis heute in unserer Sprache erhalten ist. Der Zorn der Liebesgöttin aber straft Narzissos mit einer unerfüllbaren Liebe zu seinem eigenen Bild, das er in einer Quelle erkennt und von dem er sich nicht lösen kann. Er verschmachtet schließlich elend und wird in eine Blume verwandelt, deren Name, die Narzisse, ebenfalls bis heute in unserer Sprache erhalten geblieben ist.

Aus dieser beziehungsreichen Fabel hat sich dann der psychoanalytische Begriff entwickelt, der in der frühkindlichen Entwicklung seine Wurzeln hat, wenn das Kind sich aus der dualen Einheit mit der Mutter löst – ein Prozeß, der äußerst störungsanfällig ist. Wenn er

mißglückt und wenn vor allem keine echte Mutterliebe erfahren wird, führt er zu der pathologischen Form des Narzißmus, zu einer krankhaften Selbstverliebtheit aus innerer Leere und Liebesunfähigkeit. So gesehen, ist der Narzißmus ein Defekt des Selbst, der von der Psychoanalyse vor allem aus der Enttäuschung über eine bedrohliche, unaufrichtige oder manipulative Mutter erfahren wird und um so ausgeprägter ist, je früher und je stärker die Störung eintritt.

Diese Störung besteht vor allem in einer Schwäche des Selbstwertgefühls. Aus ihr leitet sich eine anomale Selbstliebe ab und aus ihr ein extrem hoher Grad von Selbstbezogenheit, ein übermäßiges Bedürfnis, geliebt und bewundert zu werden, und vor allem ein ausgeprägter Widerspruch zwischen einem stark aufgeblasenen Selbstkonzept und im Wechsel damit übertriebenen Minderwertigkeitsgefühlen. Dem übermäßigen Bedürfnis nach Beifall von anderen entspricht eine eigentümliche emotionale Flachheit und eine geringe Fähigkeit zur Kommunikation und zur Einfühlung in andere. Auch übertriebener Neid auf andere, die mehr Anerkennung finden, und umgekehrt Verachtung für solche, die wenig Erfolg und Anerkennung genießen, ferner ein krasser Wechsel von Charme und Kälte, von Selbstanspruch und quälender Selbstverneinung ist zu verzeichnen. Es fehlt ein ausgeglichenes Selbstwertgefühl, ja die für jeden Menschen unentbehrliche Liebe zu sich selbst, die die Voraussetzung der Liebe zum anderen ist – so wie auch das christliche Gebot beides enthält: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Zu der äußeren Angepaßtheit und dem immer neuen Bemühen um Beliebtheit gehört gleichzeitig der ständige

Einbruch in Abgründe von Leere, Langeweile und Sinnlosigkeit. Im mittleren und höheren Alter, wenn dieser Kampf um Anerkennung weniger aussichtsreich wird, sind oft Lebenskrisen oder dauerhafte Depressionen die Folge.

Vor allem Lasch wendet den von der Psychopathologie herausgearbeiteten Begriff des Narzißmus auf die heutige Kultur und Gegenwart an. Er glaubt ihn auch in den als modern gepriesenen Daseinstechniken zu erkennen und sagt über den Narzißten:

Er preise Kooperation und Teamwork an, während er in sich tiefsitzende antisoziale Impulse berge. Er predige Achtung vor Regeln und Ordnungsprinzipien in der heimlichen Überzeugung, daß sie für ihn selbst nicht gelten. Habsüchtig in dem Sinne, daß seine Erwartungen und Ansprüche unermesslich sind, sammle er keine Güter und Rücklagen für die Zukunft an, wie es der erwerbsüchtige Individualist der politischen Ökonomie des 19. Jahrhunderts getan habe, sondern verlange nach unverzüglicher Befriedigung seiner Wünsche und lebe in einem Zustand ruhelosen, ewig unbefriedigten Begehrens.

Auch in den modernen Kulturen der Lebensoptimierung – psychologischer, medizinischer oder biologischer Art – erkennt Lasch narzißtische Intentionen:

Die Menschen, meint er, wollen in Übereinstimmung mit ihren Gefühlen leben, naturreine Nahrungsmittel essen, Ballettunterricht nehmen oder Bauchtanz lernen, sich in die Weisheit des Ostens versenken, Jogging treiben, miteinander in „Verbindung“ kommen oder die „Angst vor der Lust“ überwinden. „Solcherlei ist an sich harmlos; doch zum Programm erhoben und in Ver-

knüpfung mit dem Begriff vom echten, ursprünglichen Leben und vom erweiterten Bewußtsein, markieren solche Praktiken eine Abwendung vom Politischen.“

Lasch sieht als eine der Ursachen für die Vorherrschaft des Narzißmus als verbreitetes Kulturphänomen und massenpathologische Grundhaltung die manipulative Verführung durch die moderne Konsumgüterwerbung. Eben diese Konsumgüterwerbung aber hat auch Entsagung und Verzicht unmöglich gemacht.

Und der Schriftsteller Frederick Exley formuliert: „Es gibt nichts, was ich mir nicht wünsche! Ich möchte dieses, ich möchte jenes, und ich möchte – eben alles! ... Der Gedanke überwältigt mich beinahe, und ich kann nicht dabei verweilen, ohne unsagbar depressiv zu werden.“

Auch wenn dieses Buch dem Wort nach von einem Kind – dem Einzelkind – handelt, ist hier ein Seitenblick auf das Alter unvermeidlich: Die Leere und Depression brechen beim narzißtischen Einzelkind hauptsächlich in der Lebensmitte aus und verursachen viele der vergeblichen Kämpfe mit dem Schicksal des Alterns. Vielleicht ist die in den 70er Jahren entdeckte Midlife-crisis eng mit dem Schicksal des um die gleiche Zeit bewußt gewordenen zunehmenden Narzißmus verbunden.

Der sich narzißtisch um sich selbst drehende einzelne kann nicht verzichten, nicht alt werden und will im Grunde auch nicht sterben. Wer aber die Vergänglichkeit nicht akzeptiert, kann auch nicht leben, sich nicht freuen, sich nicht bescheiden, nicht danken und im Grunde nicht geben.

Dies hat schon im Bereich der nahen menschlichen Kommunikation erkennbar nachteilige, zum Teil ver-

heerende Folgen. Es wirkt sich aber auch politisch aus, nämlich in einem ausgeprägten, ebenfalls seit Jahren zunehmend konstatierten Privatismus. Mag die „Politikverdrossenheit“ der letzten Zeit ihre Ursachen zu einem erheblichen Maße auch im Verhalten und vor allem der Bürgerfremdheit der Politiker haben, ein Grund ist jedoch sicher auch der Rückzug ins Private. Das Riesenbaby der Wohlstandsgesellschaft ist an den öffentlichen Dingen nur noch insoweit interessiert, als sein Geldbeutel, sein Arbeitsplatz oder sein Parkplatz berührt sind. Hier kämpft er verbissen, vor allem gegen Fremde. Die Fremdenfeindlichkeit unserer Gesellschaft hat ihre primäre Ursache durchaus nicht in einem neuen Nationalismus ideologischer Art, sondern man könnte ihn als einen Wohlstands-Chauvinismus beschreiben, der – wie das Kind an der See um seine Sandburg – verbissen um seine Privatinteressen kämpft – gegen jeden, der ihm gefährlich werden könnte.

Bezeichnend ist denn auch, daß die großen sozialen Aufbruchsbewegungen, etwa die Jugendrevolution der 68er Jahre, sehr bald in einem klanglosen Privatismus, in der Idylle, im Sektierertum, in der Esoterik und anderen eigenbrötlerischen Introvertiertheiten versickert sind.

Erich Fromm unterscheidet in seinem Buch „Das Menschliche in uns“ zwischen einem „individuellen“ und einem „gesellschaftlichen Narzißmus“ und zieht eine Verbindung von den modernen, für viele Menschen höchst attraktiven Vokabeln, die mit „Selbst-“ beginnen – Selbstverwirklichung, Selbstgefälligkeit, Selbstbewunderung, Selbstbefriedigung, Selbstverherrlichung, Selbstmanagement, Selbstbefreiung usw. zu den gleich-

zeitig zunehmenden ethnischen oder rassistischen Vorurteilen und dem Fanatismus bestimmter, sich benachteiligt fühlender gesellschaftlicher Gruppen. Die Engstirnigkeit der rein privatistischen Haltung bildet gleichsam die tiefenpsychologische Voraussetzung für die scheinbar entgegengesetzte Haltung. Die dritte Lösung wäre für ihn eine sozialistisch verstandene Menschheitsliebe, Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit. Schon in den letzten Begriffen ist unüberhörbar der Bezug auf Geschwisterkonstellationen enthalten. Das Einzelkind tut sich hier schwer, weil sich beide Haltungen naturgemäß leichter entwickeln, wenn sie auch konkret und nicht nur im übertragenen Sinne erfahren werden.

Solidarität und Singularität

Der österreichische Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt hat ebenfalls den Zusammenhang von Familie und Großgruppe deutlich gemacht. Solidarität, die im Großen geübt werden soll, muß im Kleinen, in der singulären Familiengruppe erlernt werden. Das Familienethos wird erweitert zum „Großgruppenethos“. Er schreibt, das Familienethos sei eine Voraussetzung für ein harmonisches Zusammenleben im Großverband. Solange der Mensch im Kleinverband lebe, stehe er den Gruppenmitgliedern aus empfundener angeborener Neigung bei. Im geringeren Maße sei der Fall, wo es sich um Fremdgruppenmitglieder handelt. „Um hier ein soziales Engagement zu bewirken, bedarf es besonderer Techniken, die das Familienethos auf die Großgruppen übertragen helfen.“

Es handelt sich also um einen Transfer von den konkreten Geschwistern zur Nächstenliebe, die auch Fernstenliebe sein kann, Menschen also, die wir als „unsere Brüder“ empfinden. Brüder sind Menschen, mit denen man sich an einen Tisch setzt.

Aber gerade für das Einzelkind sind Brüder und Schwestern ambivalent besetzt: Einerseits sehnt es sich danach, andererseits fürchtet es sich davor. So betont die Individualpsychologie die besondere Ängstlichkeit von Einzelkindern, die nachts aus ängstlichen Träumen aufwachen und die Mutter ans Bett rufen, weil sie sich, laut Adler, vor Geschwistern fürchten.

Seit Urzeiten beschäftigt sich das menschliche Denken mit dem Spannungsverhältnis von individuellem und

Gemeinschaft, von Singularität und Solidarität. Schon Aristoteles sieht im Menschen das *Zoon politikon*, das *animal sociale* – früher eine Selbstverständlichkeit, heute eine Herausforderung, eine pädagogische Aufgabe, ein pädagogisches wie politisches Problem. Der Sozialphilosoph Emile Durkheim konnte noch sagen: „Die Persönlichkeit ist das vergesellschaftete Individuum.“ Und der Prozeß der Vergesellschaftung wurde in erster Linie von der Familie, danach von der Schule und schließlich von anderen Organisationen und Institutionen vorgenommen. Aber dann entdeckte die Psychoanalyse die krisenreiche Ablösung, ja das Trauma der Trennung von der Mutter, die Angst, verlassen zu werden, die Qual, mit anderen um die Liebe der Mutter kämpfen zu müssen, und all die psychischen Deformationen, die mit dem teilweisen oder völligen Mißlingen dieser Anforderungen verbunden sind.

Die Folgen für die Identitätssuche, die soziale Integration, die Bindungsfähigkeit an andere Menschen und Menschengruppen ist häufig genug beschrieben worden und soll hier nicht wiederholt werden.

Kaum beachtet ist jedoch die rückkoppelnde Konsequenz dieser Problematik auf die Mütter des Einzelkindes: Auffallend viele Frauen möchten ihre Kinder möglichst lange klein halten, sie abhängig von sich wissen. Wer aber nicht mit seinem Kind wächst, bleibt selbst Kind und wird gleichzeitig das Kind verlieren, je erwachsener es wird. So ist die Phase der Pubertät eine der Ablösung, damit aber auch häufig eine der Ablehnung. Das Kind wird sich um so heftiger gegen eine Mutter richten, sie kritisieren und ablehnen, als diese es mit vermeintlicher Liebe, Fürsorge, gleichmacherischer Einfüh-

lung, alles tolerierendem Verständnis und damit einem Verzicht auf Erwachsensein an sich und an die kindliche Entwicklungsphase zu binden sucht. Wenn diese Symbiose nicht haltbar ist, verlieren auch die Mütter plötzlich ihre heitere Naivität und werden oft genug verhärtet, enttäuscht und bitter.

Ein Kind, das aus der Singularität und der ausschließlich symbiotischen dualen Beziehung herauswachsen muß, braucht mehr als nur mütterliche Liebe. Es braucht Umweltreize, Informationen, Abenteuer, Widerstand, Erprobung, Ziele und Aufgaben. Hier beweist sich auch, welches Verständnis Eltern von ihrem Kind haben. Es ist eine Gabe, die schönste, die es auf Erden gibt. Aber es ist vor allem eine Aufgabe, die irgendwann zur Weitergabe an die Solidarität einer größeren Gemeinschaft bestimmt ist.

Dieses kostbare und geliebte Einzelwesen soll also erwachsen und fähig werden für das Gemeinwesen – kein Zweifel, daß dies für die Eltern der Einzelkindgesellschaft besonders schwer ist. Auch hierzu wieder ein Beispiel aus meinem Briefkasten. Eine 50jährige Mutter schreibt:

„Meine einzige Sorge ist unsere 25jährige Tochter. Sie ist sehr schüchtern und kontaktarm und findet deshalb keinen Partner. Sie geht selten aus, weil sie niemanden hat. Allein mag sie nicht in Diskotheken oder sonstwo hingehen. Auf meinen Rat, auf eine Anzeige in der Zeitung zu schreiben, will sie nicht eingehen, und ich kann es doch nicht für sie tun. Mein Mann und ich sind auch sehr introvertierte Menschen. Da es sich bei uns mit den Jahren gebessert hat, glaubte ich, es würde sich mit der Zeit auch bei unserer Tochter verlieren.

Aber leider ist es nicht so. Ich mache mir große Vorwürfe, nicht schon eher etwas unternommen zu haben.

Sie ist technische Zeichnerin, und ihr Beruf macht ihr Freude. Längere Zeit war sie in einer Selbsterfahrungsgruppe. Das hat ihr auch nicht weitergeholfen. Einer aus dieser Gruppe hat sich das Leben genommen. Jetzt mache ich mir Sorgen, sie könnte auch so eine Dummheit machen. In nächster Zeit will sie eine eigene Wohnung. Ich bin überzeugt, dann verkriecht sie sich noch mehr. Ich möchte noch sagen, daß sie nicht schlecht aussieht, sie sich selbst aber nicht schön findet.“

Nicht schön finden kann sich übrigens fast nur, wer das Aussehen überbewertet oder wer eine selbstverständliche Anerkennung in der Solidarität einer Gruppe nicht erfahren hat. Die Mutter übrigens kann ihr kaum noch helfen. Die Tochter muß ihren Weg selbst finden, den Weg von der Singularität zur Solidarität.

Die infantile Gesellschaft

Es mutet paradox an, einer Gesellschaft, die immer weniger Kinder vorzuweisen hat, das Prädikat „infantil“ zu erteilen. Ob es gerade paradoxerweise so ist, daß das Kind aufgrund seiner Rarität und der daraus resultierenden Kostbarkeit und dem schon früher hervorgehobenen Kinderkult zum unausgesprochenen Maßstab und Vorbild wird?

Oder ist es die – ebenfalls schon angesprochene – tiefwurzelnde Angst vor dem Altwerden, die einen in die entgegengesetzte Lebenssecke flüchten läßt – in der allerdings kindischen Meinung, man brauche sich nur möglichst kindlich zu benehmen, um tatsächlich um das Altern herumzukommen?

Noch einmal müssen wir Christopher Lasch bemühen, der – meiner Meinung nach mit Recht – der Angst vor dem Alter einen realistischen Grund zumißt, der daraus resultiert, „was mit alten Leuten in einer hochentwickelten Industriegesellschaft geschieht.“ Darüber hinaus wurzele sie aber in einem irrationalen Panikgefühl. „Die Menschen klammern sich an die Vorstellung, jung zu sein, bis sie nicht mehr aufrechterhalten werden kann.“

Fragt man nach den Ursachen der Infantilisierung, wird man unweigerlich auf die Unterhaltungsindustrie, die Medien, vor allem das Fernsehen und die Reklame stoßen. Die These von Neil Postman „Wir amüsieren uns zu Tode“ läßt sich leichter und eingängiger dahin formulieren: Wir amüsieren uns zu Kindern. Denn was uns die Medien als Amusement verkaufen – und was

es, sofern virtuos gelungen, auch ist – , sind bunte, mit lockenden Preisen versüßte, mit spannungsvollem Wettbewerb fesselnde Weiterentwicklungen von Kindergeburtstagsspielen. Nicht die Abendschau, sondern der Showabend, vor allem aber die über sämtliche Kanäle sich verbreitenden Gameshows sind die Prototypen der modernen – oder schon postmodernen? – Unterhaltungssendungen, die offenbar auch massenhaft konsumiert werden.

Die Suche, ja das geradezu hechelnde Wettrennen nach immer höheren Einschaltquoten und der Vergleich der Millionenzahlen bis hinter die dritte Stelle nach dem Komma läßt das Niveau offenbar gesetzmäßig und unausweichlich immer weiter sinken. Schon der Psychologe Le Bon, der sich mit Massenpsychologie beschäftigte, wußte vor exakt 100 Jahren, daß, wer möglichst viele erreichen will, das Niveau möglichst weit senken und die gleichen Platitüden wie mit dem Holzhammer unentwegt wiederholen muß.

Da werden Millionen investiert, Spitzengagen und mehrfache Minister- oder Managergehälter hinausgeworfen für ein paar Unterhaltungsstars, deren – zugegeben oft rührender – Kindercharme samt blondgelockter Blauäugigkeit die Volksmehrheit vor dem abendlichen Amüsieraltar versammeln soll. Thomas Gottschalk, Linda de Mol, Jürgen von der Lippe, Hape Kerkeling, Nicki, Michael Schanze, Ingrid Steeger – haben sie nicht alle etwas entwaffnend Infantiles an sich, und beruht ihr Reiz, ihr unwiderstehlicher Erfolg nicht gerade auf ihrer treuherzig-kindlichen Naivität – die natürlich nur Schein und sicheres Erfolgsprinzip ist?

Und selbst die Senioren des Gewerbes, in Ehren ergraut oder anhaltend farbgetönt, wie Rudi Carrell, Harald Juhnke, Caterina Valente – auch sie beziehen ihren Erfolg zum großen Teil aus ihrer Infantilität, selbst wenn man sie ehrwürdig und kultiviert nennen könnte. Sind vielleicht darum Leute wie Frank Elstner oder Hans-Joachim Kulenkampff zum Ausstieg verurteilt, weil allzuviel Seriosität durch Zweireiher und Hornbrille schimmert? Auch das flapsige Vokabular, die buntkarierten Sakkos oder die Karnevalskostümierungen etwa einer Hella von Sinnen würden ihnen nicht gut stehen.

Wer einmal Unterhaltungs- oder Quizsendungen in anderen Ländern mit unseren vergleicht, kommt nicht zu anderen, sondern allenfalls zu niederschmetternden Ergebnissen. Auch Postman kommt in seinem Buch „Das Verschwinden der Kindheit“ zu dem lapidaren Ergebnis, „daß der Typus des Erwachsenen, der im Fernsehen am häufigsten erscheint, dem Typus des Kindes entspricht und daß sich dieses Muster in fast allen Fernsehsparten nachweisen läßt“.

Er weist allerdings auch auf eine scheinbar umgekehrte Entwicklung hin, daß nämlich Kinder sich erwachsen geben und sich auch so kleiden: „Zwölfjährige Jungen tragen auf Geburtstagspartys Anzüge mit Weste, und 60jährige Männer tragen zum gleichen Anlaß Jeans. Elfjährige Mädchen laufen mit Stöckelabsätzen herum, und Turnschuhe, die früher ein eindeutiges Kennzeichen für die Zwanglosigkeit und die Vitalität der Jugend waren, bedeuten heute angeblich das gleiche für Erwachsene.“ Den Minirock nennt er „das peinlichste Beispiel für die Nachahmung einer Kindermode durch die Erwachsenen“, dafür beobachte man auf den Stra-

ßen „erwachsene Frauen mit weißen Söckchen und imitierten Kinderlackschuhen.“

Auch die Eßgewohnheiten, samt den dazugehörigen Werbespots für McDonald's und Burger King, seien ein Ausdruck dieser Infantilisierung: „Es scheint, daß die Erwachsenen zumindest ebenso viel Schnellimbißkost verzehren wie Kinder.“ Während die Eßkultur der Erwachsenen sich auf einen bedauerlichen Tiefstand zu entwickelt, so als hieße billig und eilig die Devise – was für den Chipskonsum während des Abendprogramms immerhin noch einigermaßen begründet wäre, aber offenbar auch auf die übrigen Eßgewohnheiten einwirkt: Müsliriegel, Joghurtbecher, Instantsuppen und andere Fertigprodukte halten unzählige Zeitgenossen am Leben oder an dem, was man so Leben nennt ...

Immer weiter breitet sich auch die Beliebtheit der grellen Schockfarben aus: Pink, Zitronengelb, Lila, Neon, Metalltöne und das alles in schrillster Form. Sportkleidung, Radfahrerdress, Sportgeräte, Fahrräder und Autos erfreuen sich zunehmender Buntheit, wie sie bisher nur bei Kleidung für Kleinkinder üblich war. Auch Lebensmittelverpackungen sind von diesem Trend angesteckt. Selbst in die Wohnungen dringen immer mehr grellfarbige Nippes-Artikel ein, die von Billigmärkten – geliefert aus Hongkong oder Taiwan – angeboten werden. Und in den Schlafzimmern nicht nur der Kids und Teenager, sondern zunehmend auch der Erwachsenen finden sich die buntesten Stoff- und Knuddeltierchen.

Das mag alles sehr niedlich und lebenswürdig sein, verrät jedoch einen regressiven Hang zurück in die bunte und sorglose Kindheit, soll Lebensfreude signalisieren oder auch nur simulieren, ist aber durch seine grelle

Übertriebenheit schon wieder so unecht, daß es weh tut. Es geht hier nicht um ästhetische Kunstwerturteile – daß es sich um Kitsch handelt, ist ohnehin klar –, sondern um die psychologischen Wurzeln und die geheimen lebensgestalterischen Absichten. Wer die graue Wirklichkeit nicht erträgt oder satt hat, wer auch das natürliche Antlitz der Wirklichkeit nicht wahrhaben will, wem die Natur selbst nicht schon genug ist, wer sich von anderen um jeden Preis unterscheiden und abheben muß – die Punker tun dies mit den gleichen schrillen Farben –, dem bleibt nur das von der Farbchemie entwickelte infernalische Spektrum an Grellheit, mit dem die Natur allerdings nicht mehr mithalten kann und bei dem jeder Mensch mit einigermaßen empfindlichem Geschmack immer aufs neue die Augen schließen möchte.

Auch wenn man sich an die Zentren des Tourismus begibt, hat man nur noch die Wahl zu prüfen, wodurch man sich mehr irritieren und aus dem Gleichgewicht eines gesunden Seelenfriedens werfen lassen will: durch den Lärm der Verstärker von Popmusik oder Heavy Metal, durch die schrillen Stimmen der ihre spitzen Kinderschreie ausstoßenden angeblichen Erwachsenen oder durch das Feuerwerk der nur noch in ihrer gleichzeitigen Schrillheit aufeinander abgestimmten Leuchtfarben. Wer dieses Inferno nicht gewohnt ist, fühlt sich nach spätestens einer Stunde sturm- oder rückzugsreif, wird selber aggressiv oder regressiv und entdeckt im günstigsten Fall die Natur aufs neue. Vielleicht findet er auch noch einen Kreis von Menschen, die sich normal unterhalten oder auch einfach miteinander schweigen können. Wer dies völlig verlernt, wird es wohl wieder neu

lernen müssen – so wie das Einzelkind Schritt für Schritt im Laufe seines Lebens aus der Comic-Kultur, in der es in früher Kindheit seine Seelenkameradschaften bezogen hat, sich erst allmählich an richtige Menschen und Kontakte gewöhnen muß, mit denen zwar nichts Sensationelles passiert, zwischen denen sich aber das wirkliche Leben abspielt und wo die Seele Befriedigung oder auch einfach Frieden finden kann.

Vereinsamung und Verameisung

Theodor Heuss, der erste deutsche Bundespräsident, war es, der mit diesem Wortspiel auf den inneren Zusammenhang zwischen Vereinzelung und Vermassung hingewiesen hat. Tatsache ist: Der isolierte einzelne ist gegen die Massensuggestionen am wenigsten widerstandsfähig, ist am ehesten manipulierbar. In der Zeit der krebsartig wuchernden Ballungszentren, der Riesenwohnmaschinen, der anonymen Menschenanhäufungen nimmt die menschliche Einsamkeit zu und zugleich die Gleichschaltung durch die anonymen Medien. Der Schriftsteller Stefan Andres hat vor einem „internationalen Infantilismus“ gewarnt, und zwar schon im Jahre 1955 im Blick auf die Comic-Kultur: Wenn nicht Staat und Gesellschaft den Ernst dieser Bedrohung erkennen und entsprechend handeln, dann ist unsere Jugend in einigen Jahrzehnten jenem höheren Analphabetismus überliefert, der als Geisteskrankheit der Massen sich immer mehr ausbreite und bald schon von den Psychiatern in die Lehrbücher aufgenommen werde. Doch, so fürchtete er, erscheinen diese Lehrbücher in hundert Jahren – zum besseren Verständnis für die Massen – als Comics! Dabei ging es Stefan Andres um die Kultur der Sprache und nicht so sehr um die Rettung des einzelnen vor Isolation einerseits und Kollektivierung andererseits.

Aber genau dieses Dilemma macht den modernen Menschen im Zeichen der Einzelkindgesellschaft aus.

Auch diese Fragestellung ist nicht ganz neu. In Amerika hat sie unter dem ebenso paradoxen Titel „Die ein-

same Masse“ David Riesman schon im Jahre 1950 zum Thema einer berühmt gewordenen Untersuchung gemacht.

Er unterscheidet drei Typen von Konformitätsverhalten, die er auch „Sozialcharaktertypen“ nennt und die sich nach den Quellen und Motiven ihrer Verhaltenslenkung unterscheiden. Er teilt sie auf in „traditions gelenkte“, „innengelenkte“ und „außengelenkte“ Typen. Der erste Typ hat die mittelalterliche Kultur oder die agrarischen Kulturen der Gegenwart bestimmt; der zweite, innengeleitete, die bürgerliche Kultur des 19. bis ins 20. Jahrhundert. Der moderne Mensch ist zunehmend außengelenkt. Der deutsche Freizeitforscher Viggo Graf Blücher kam im Anschluß an Riesman für die deutsche Jugend sogar zu dem Ergebnis, daß weniger als fünf Prozent ein innengeleitetes Kultur- und Freizeitverhalten aufweisen, während über 95 Prozent sich in einer Verbraucherhaltung von den Konsumangeboten in Kinos, auf Sportplätzen, durch Kioske, Cafés, und Tanzkeller, Läden und Lokale, aber auch durch Illustrierte und Massenblätter, nicht zuletzt durch Rundfunk und vor allem Fernsehen im Freizeitverhalten von außen bestimmen ließen, wie er sagt: „aus ihrer Umgebung, aus der Beliebigkeit des Augenblicks und des Angebots heraus.“ Riesman vergleicht die Innen- oder Außenleitung mit zwei technischen Analogien: dem Kompaß und dem Radar. Der isolierte einzelne braucht erhebliche kulturelle Reserven, um sein Leben und vor allem seine Freizeit nach dem Modell des Kompasses zu gestalten. Andernfalls – und das dürfte die Mehrheit betreffen – gerät er in die Gefahr der Radarsteuerung. Das ist die typische Gefahr der Massenkultur.

Als vor etwa 100 Jahren die ersten Studien über die Psychologie der Massen erschienen, dachte man mehr an die Aktivierung der Massen durch Propaganda, an Revolutionen, Streiks und Demonstrationen. Die für die Gegenwart typische Massenbeeinflussung ist schleichend, total um sich greifend, leicht und angenehm, aber auch weitaus wirksamer: nämlich die Passivierung der Massen durch die Medien, durch Reklame, Radio, Film und Fernsehen. Die Geräte, die Auge und Ohr in Anspruch nehmen, sind es, die nicht nur Hörer, sondern auch Hörige, nicht nur Seher, sondern auch Süchtige erzeugen. Und der einzelne, das Einzelkind unserer Gesellschaft, ist gegenüber dieser Hörig- und Süchtigmachung am anfälligsten.

Einsamkeit kann fruchtbar sein, wenn sie im Gespräch, in der Gemeinsamkeit aufgefangen wird. Sie kann furchtbar sein, wenn sie inmitten der Menschenmassen zu nagender und quälender Isolation führt. Eben das hat Theodor Heuss mit der so anschaulichen Doppelvokabel von Vereinsamung und Verameisung gemeint. Auch Erich Fromm hat auf die bereits von ihm sogenannte „Marktorientierung“ („Psychoanalyse und Ethik“, 1947) hingewiesen, wonach das außengeleitete Kind zunächst die Angst von seinen Eltern lernt; die Anpassung, die sich aus dem Übergewicht der Erwachsenen ergibt und die der Anpassung an die kollektive Gesellschaft vorausgeht.

Riesman hat gleichzeitig die Bedeutung der Peer-Group, also die Gruppe der Gleichaltrigen, für die Stärkung des Sozialverhaltens herausgestellt. In ihr kann der einzelne sich bewähren und erproben. Sie tritt mit zunehmendem Alter an die Stelle der Elternprägung.

Dies entspricht auch den Erfahrungen der vergleichenden Verhaltensforschung. So hat der Biologe Bernhard Hassenstein schon 1973 darauf hingewiesen, daß mit Altersgenossen, aber ohne Mutter aufgewachsene Rhesusaffen, die somit stets Spielgefährten hatten, ein weniger gestörtes Sozial- und Sexualverhalten entwickelten als solche, die allein mit ihrer Mutter aufwuchsen, denen aber Spielgefährten versagt blieben. Und auch der Baseler Säugetiersoziologe Rudolf Schenkel faßt seine an Wölfen, Löwen, Affen gewonnenen Beobachtungen so zusammen, daß jedes Jungtier sich an die Gruppenmitglieder wendet und mit der Zeit „ein Netz individueller Beziehungen“ entwickelt. Auch hier gilt: Je weniger das Einzeltier in Familie oder Gruppe verwurzelt ist, um so abhängiger wird es von Außenprägungen und der Angst, akzeptiert zu werden und sich richtig, sprich konform, zu verhalten.

In dem Buch „Das Kind im Vorschul- und Grundschulalter“, dem auch der Beitrag von Bernhard Hassenstein entnommen ist, schreibt der Freiburger Pädagoge Gottfried Heinelt in Anwendung derartiger Zusammenhänge auf das Einzelkind, daß die Situation des Einzelkindes dadurch auffällig sei, daß sich die Aufmerksamkeit der Eltern nur auf dieses konzentriere, ohne daß es lerne, sie mit anderen zu teilen. Dispositionen in Richtung auf Egozentrik, Eitelkeit, Narzißmus und Egoismus dürften daher angenommen werden. Allerdings dürfe nicht übersehen werden, daß die Geschwisterkonstellation nicht mehr als nur ein Faktor für die Bestimmung der Eigenart der Sozialentwicklung darstelle. In dem gleichen Sammelband schildert Christa Meves auf eindrucksvolle Weise Schicksal und Entwick-

lung des neunjährigen Gustav unter der Überschrift „Das gespannt-gierige Kind“, das offenbar stark konsum- und außengeleitet war. Als Sohn eines angesehenen Kaufmanns hatte Gustav „die Unersättlichkeitshaltung eines Vogels mit gierig aufgerissenem Schnabel“.

Gierig schlingend verhielt er sich beim Essen, er strapazierte die Nerven seiner Mutter durch immer neue und viel zu hohe Ansprüche. Er vertrug es nicht, wenn die Eltern ihm etwas abschlugen, schmollte und zeigte sich anhaltend verstimmt. Die größte Sorge der Eltern bestand aber darin, daß das Kind Geld stahl – aus Mutters Portemonnaie, dann aus Vaters Ladenkasse und schließlich von den Mitschülern, aus der Klassenkasse, vom Lehrer. Der Junge kaufte sich von diesem Geld Süßigkeiten und Spielzeug. Gustav war das einzige Kind seiner Mutter. (Die wesentlich ältere Schwester entstammte der ersten Ehe des Vaters.) Er war ein Wunschkind, die Mutter war nicht berufstätig und außerordentlich bemüht um ihren Sohn. Trotzdem stand schon am Ende des ersten Lebensjahres von Gustav für sie fest: Ein zweites Kind kommt nicht ins Haus! Zu anstrengend war ihr die erste Lebenszeit des Kindes erschienen.

Übrigens ist das auch ein Grund dafür, daß ein zweites Kind häufig nicht kommen soll: Das erste ist für die Kräfte der Eltern, vor allem der Mutter, einfach zu beanspruchend und zu schwierig. So greifen die Ursachen ineinander: Ein Einzelkind fordert alle Kräfte und wird gleichzeitig noch von außen zur Maßlosigkeit manipuliert. Ein zweites oder drittes, die die Lage vielleicht erleichtern würden, kommen deswegen nicht in Frage. Dabei ist eine größere Zahl von Kindern erfahrungsgemäß

leichter zu erziehen als ein Einzelkind – vor allem dann, wenn es sich in seinen Wünschen derart schwierig und maßlos entwickelt, wie dies oben geschildert wird. Hier ist der Zusammenhang von Vereinsamung und Verameisung schon vorgezeichnet. Hier wird die Konsumgüter- und Genußmittelindustrie ein willfährig-gefräßiges Objekt finden. Hier wird auch – dies darf man schließlich nicht übersehen – gewaltsam die spontan-spielerische, natürliche Entwicklung eines Kindes aus den inneren Werdekräften und der eigenen Spontaneität heraus überschwemmt und abgewürgt. Kinder, die in dieser Weise gleichsam zu den Stopfgänsen der Konsumkultur werden, sind im vollen Sinne keine Kinder mehr.

Kinder ohne Kindheit

Unter diesem Titel könnte man an die Ausnutzung der kindlichen Arbeitskraft denken, wie sie häufig noch in der Dritten Welt vorkommt und wie sie auch im 19. Jahrhundert in Europa üblich war. Damals arbeiteten auch sechs- bis zwölfjährige Kinder im Bergwerk unter Tage.

Heute sind Kinder in unserer Gesellschaft eher unterbeschäftigt. Und wenn sie sich durch Rasenmähen oder Autowaschen gelegentlich ein paar Mark verdienen, ist das Problem weniger, daß sie überarbeitet, sondern daß sie dennoch unterfordert sein könnten. Und die weitere Frage ist, ob sie ihr – und bei Einzelkindern gar nicht geringes – geschenktes oder verdientes Geld richtig und vernünftig ausgeben können. Und selbst wenn sie schon arbeiten oder in einer Ausbildung sind, ist der Maßstab oder das Wunschziel weniger die erfüllte Kindheit, als möglichst bald zu den Erwachsenen gezählt zu werden und ihre Vorrechte zu genießen.

Dieter ist 15 und Einzelkind. Er hat keinen wirklichen Freund, erst recht keine Freundin. Er lernt Schlosser, und seine Kollegen ziehen ihn auf, weil er nicht sehr groß und sein Gesicht voller Pickel ist. Darum hat er auch Minderwertigkeitsgefühle. Er meidet den Kontakt und die Auseinandersetzung mit seinen lauten und selbstbewußten Kameraden.

Auch er möchte groß und stark, möchte endlich erwachsen sein. Als ihn bei einer Betriebsfeier die Gesellen zu einer Runde einladen, ist er stolz und trinkt den doppelten Korn in einem Zug herunter, auch einen wei-

teren und noch einen, bis es schließlich acht oder zehn sind. Danach verliert er seine Hemmungen und reißt den Mund so weit auf wie nie zuvor. Er fühlt sich zum ersten Mal wie ein Mann, denn man hat ihm beigebracht, daß ein aufrechter Mann viel verträgt.

Er muß sich sehr lustig aufgeführt haben – an Einzelheiten erinnert er sich nicht mehr –, aber von nun an darf er für die Gesellen täglich Bier holen, und dabei fällt für ihn meistens auch eine Flasche ab. Sie haben ihren Spaß an ihm, weil er wenig verträgt und seine Hemmungen schnell verliert. Dann kehrt er den starken Mann heraus und schwingt große Reden.

Nach einigen Monaten ist er, ohne es zu ahnen, bereits ein Gewohnheitstrinker. Ohne einen gewissen Alkoholpegel traut er sich gar nicht mehr in die Gesellschaft anderer. Wirkliche Freunde hat er nicht gefunden. Er fällt auf verantwortungslose Erwachsene herein. Sonst hat ihm niemand seine Freundschaft angeboten. Seine Kontaktschwäche ist nicht behoben, sondern nur verdeckt. Dieter geht es nicht allein so.

Ein Viertel der 13jährigen und fast die Hälfte der 14jährigen trinken regelmäßig Bier und Wein.

Die Flasche kreist in der Schule und auf der Straße, in der Provinz wie in den Metropolen. In Jugendzentren und Diskotheken, aber auch auf Schulhöfen und öffentlichen Plätzen sind die jugendlichen Biertrinker – und gleichzeitig meist Raucher – ein gewohnter Anblick. Die Erwachsenen sind scheinbar machtlos und schauen an dem Problem vorbei. Oft genug gehen sie ihnen selbst mit schlechtem Beispiel voran.

Aber auch das Gegenteil kann falsch sein. Eine Mutter verbietet ihrem Kind, das etwas von einem Likör ab-

haben will, dies mit den Worten: „Das darfst du nicht, dazu bist du noch zu klein!“

Das Anpreisen kann ebenso schädlich sein wie das Verboten. Es entsteht dann der Eindruck, daß Alkohol etwas besonders Erstrebenswertes sei. Jugendliche können es dann gar nicht abwarten, bis sie in der Gruppe das gleiche tun können, was bisher Erwachsenen vorbehalten war. Und dann tun sie es gleich doppelt und dreifach.

Im übrigen gibt es einen erwiesenen Zusammenhang zwischen Kriminalität und Alkoholmißbrauch: Jede zweite Tat wird unter Alkoholeinwirkung begangen, und die Delikte von Kindern haben erheblich zugenommen, wozu sowohl Drogenmißbrauch wie wachsende Grausamkeit gerechnet werden müssen.

Auch Nikotin wird früh konsumiert und zur Sucht. Wie auch die anderen kind- und kindheitsgefährdenden Auffälligkeiten werden sie meist in der Gruppe vollzogen. Vor allem das Einzelkind möchte möglichst wenig auffallen und schließt sich deshalb besonders kritiklos diesen Gruppen an. Zum Beispiel Bernd:

„Mit etwa elf Jahren habe ich zusammen mit Freunden aus der Nachbarschaft das erste Mal geraucht. Wir rauchten damals gelegentlich im Stadtpark heimlich eine Zigarette, die mir aber nie so richtig schmeckte. An die abenteuerliche Stimmung und den herbstlichen Geruch wie von Lagerfeuern kann ich mich noch richtig erinnern.

Meine eigentliche Erfahrung mit dem Rauchen habe ich aber erst mit 13 gemacht. Ein paar aus unserer Klasse rauchten öfter, und ich gehörte zu der Raucherclique, weil da am meisten los war. Die Leute, mit denen ich

damals zusammen war, waren nicht so verklemmt wie die meisten anderen und hatten schon Interesse an guter Musik, Feten, Mädchen usw. Für mich war das die Zeit, in der ich schulisch schlagartig nachgelassen habe, bis ich sitzengeblieben bin.“

Die eigene Kinderwelt scheint ohne Reize zu sein. Konsum wird zur Ersatzbefriedigung für psychische Entbehrungen: Mode und Starkult, Film und Fernsehen, Alkohol und Drogen, Rockertum und Gewalt sollen das Leben mit Spannung und Abenteuer füllen. Das Einzelkind ist, da ohne Rückendeckung durch Geschwister, im Ablösungsprozeß von den Eltern, labiler und beeinflusbarer, es hat noch keinen sicheren Standort im Leben und in der Gesellschaft. Es sucht sein Abenteuer hier, weil ihm niemand ein interessantes Leben vorlebt.

Die folgenden Lehren nimmt es auf – sie werden ihm auf der Straße und über den Bildschirm unablässig vermittelt:

- Mit Geld und Gewalt kann man alle Wünsche durchsetzen.
- Wenn man es nur geschickt anfängt, kommt man leicht durchs Leben.
- Katastrophen, Abenteuer, Verbrechen sind interessant, das normale Leben ist ohne Reiz.
- Die Welt zerfällt in zwei Hälften: Familie und Straße, Arbeit und Freizeit, Pflichten und Rechte. Die eine Welt ist langweilig, die zweite Welt ist angenehmer.
- Zu Hause bleiben lohnt sich nicht, das Leben findet draußen statt.
- Dort trifft man die Gleichaltrigen, die das gleiche meinen und suchen. Was sie tun, tut man auch.

Eltern fühlen sich ratlos und wissen – vor allem nach dem Ende der sogenannten antiautoritären Erziehung – nicht mehr, wie sie es richtig machen sollen. Über die Auswirkungen dieser Erziehung schrieb der Kinderpsychologe Professor Wolfgang Metzger: „Soweit Voraussagen möglich sind, wird das Ergebnis einer solchen Erziehung dasselbe sein wie dasjenige der systematischen Verwöhnung: ein Mensch, der zugleich herrschsüchtig und rücksichtslos, ewig verdrießlich und unzufrieden und von betonter Unselbständigkeit ist, die ihm dazu dient, die anderen in seinen Dienst zu stellen.“

Was wollte die antiautoritäre Erziehung? Nicht die Erwachsenen sollten den Kindern vorschreiben, wieweit sie ihre eigenen Wünsche, Bedürfnisse und Triebe zu entfalten haben, sondern dies sollten sie selbst lernen in freier Erprobung und wechselseitigem Feedback ungesteuerter sozialer Kontrollen.

Oberstes Ziel ist die Autonomie der Persönlichkeit, die allein sich selbst verpflichtet ist und keinerlei Fremdbestimmung oder Bindung duldet. Diese Unabhängigkeit erweist sich indessen nicht nur als Überforderung des Menschen, erst recht des Kindes, sondern als prinzipielle Unmöglichkeit. Das Kind in einem Hamburger Kinderladen, das die Erzieherin fragt: „Müssen wir heute auch wieder tun, was wir wollen?“, drückt aus, daß es sich nicht als frei empfindet, wenn es tun kann, was es will.

Im Bremer Jugendgericht waren eine Zeitlang „Zwölf Gebote an die Eltern“ ausgehängt, die die Gefahren überzogener Freiheit und damit die Kehrseite antiautoritärer Erziehung deutlich machen:

1. Geben Sie ihm von Anfang an alles das, was es will.
Es wächst dann in der Überzeugung auf, daß die ganze Welt ihm gehört.
2. Wenn das Kind unpassende Ausdrücke gebraucht, so lachen Sie nur, es wird sich dann für besonders geistreich halten.
3. Geben Sie ihm keinerlei geistige Erziehung. Wenn es 18 Jahre alt ist, wird es dann „selbst wählen“.
4. Sagen Sie ihm niemals: „Das ist nicht recht!“ Es könnte vielleicht einen Schuldkomplex bekommen (und wenn es dann vielleicht später einmal wegen Autodiebstahls festgenommen wird, so könnte es denken, daß es von der Menschheit verfolgt wird).
5. Räumen Sie all seine Unordnung auf; so wird das Kind überzeugt sein, daß immer die anderen verantwortlich sind.
6. Lassen Sie es lesen, was es will. Sterilisieren Sie sein Eßgeschirr, aber lassen Sie ruhig Ihres Kindes Verstand „Bakterien fressen“.
7. Tragen Sie alle Ehestreitigkeiten vor dem Kind aus. Wenn es dann später zu einer Scheidung kommt, so wird es sich wenigstens nicht wundern.
8. Geben Sie ihm alles Geld, was es verlangt; es soll sich ja keins selbst verdienen. Wie schrecklich wäre es für das Kind, wenn es begreifen würde, daß es ihm nicht besser geht als Ihnen selbst.
9. Sorgen Sie, daß das Kind an Essen, Trinken und Komfort alles Erdenkliche erhält. Wie leicht könnte es sonst deprimiert sein.
10. Geben Sie ihm immer recht. Die Nachbarn, die Lehrer und die Polizei haben es ja auf das arme Kind abgesehen ...

11. Wenn es dann wirklich ein Taugenichts geworden ist, so erklären Sie einfach, daß Sie nichts dafür können!
12. Bereiten Sie sich beizeiten auf ein dornenvolles Leben vor. Sie werden es ganz bestimmt bekommen.

Wer dem Kind die Autorität, also die menschliche Überlegenheit, die Vermittlung von Werten und das persönliche Vorbild, schuldig bleibt, beraubt es um ein wichtiges Stück seiner Kindheit. Kind sein heißt nämlich auch lernen, wie man es besser macht, was richtig ist und was falsch, was man besser tun oder besser lassen sollte. Und Autorität heißt nicht Unterdrückung, sondern – buchstäblich übersetzt, vom lateinischen Wortstamm *augere* her – fördern, wachsen lassen, helfen und mehren.

Das Kind braucht die Überlegenheit des Erwachsenen, um Kind zu sein. Es will sich anlehnen, geborgen fühlen können und geführt werden, echte Autorität wird respektiert und falsche mit Recht angegriffen und nicht anerkannt.

Friedrich Hölderlin sagt: „Aber der Baum und das Kind sucht, was über ihm ist.“ Wer Autorität verneint, negiert ein Lebensbedürfnis der Jugend und versündigt sich an ihr. Um der Erhaltung und Gewinnung von Freiheit willen ist also Autorität notwendig, und sie ist ebenso Voraussetzung für die Entwicklung und Förderung der Jugend. An sie geht das Gesetz des Handelns eines Tages über.

Der demokratische Erzieher wird sich in richtig verstandener pädagogischer Demut mehr und mehr zurücknehmen, je selbständiger sein Gegenüber wird. Er sieht sich in der Rolle des Beraters und des Befähigers, der

den anderen zu eigener Leistungsfähigkeit und Selbständigkeit führt. Sie zu erreichen ist zugleich sein schönster Lohn. Daß er von der Bühne abtreten muß, erkennt er als das notwendige Gesetz der Generationsfolge. Wenn dies freiwillig und im gegenseitigen Einverständnis geschieht, ist es zugleich sein bestes Zeugnis.

Autorität will das Kind als selbständiges Wesen, aber eben auch als Kind akzeptieren. Sie will es nicht unterdrücken und unmündig machen – im Gegenteil: Wirkliche Autorität will Mündigkeit vorbereiten. Darum ist es so wichtig, daß Eltern das richtige Verständnis von Autorität haben und praktizieren und Kinder nicht in Unmündigkeit zu halten suchen. Sonst erwächst gegenüber anderen, begründeten Autoritäten eine Beziehung entweder kritikloser Unterordnung oder voreingenommener Ablehnung, die beide die notwendige Partnerschaft erschweren oder verhindern.

Apropos Vater und Mutter: Es wird bei vielen Eltern, die modern sein möchten, üblich, sich von den Kindern mit Vornamen anreden zu lassen und auf die angeblich zu viel Respekt fordernde und Distanz schaffende Anrede „Vater“ und „Mutter“ zu verzichten. Als Übergangsformen zu dieser Praxis kann man die verniedlichenden Formen von Mutti und Mami, von Vati und Papi ansehen, die die Kanten eines offen eingestandenen Autoritätsgefälles mildern. Man möchte Kamerad des Kindes sein, sich Seite an Seite mit ihm stellen, nichts Höheres, nichts Besonderes beanspruchen, im schlimmsten Falle sich anbieten.

Die Motive können gut und pädagogisch richtig sein: Pflege der Beziehung als Voraussetzung der Erziehung. Solidarität mit dem Kind, eine ständig erneuerte Grund-

lage des Vertrauens. Vor allem bei Einzelkindern liegt es nahe, dem sozialen Defizit auf diese Weise Abhilfe zu verschaffen und dem Kind die Vorstellung, um nicht zu sagen, die Illusion einer gleichwertigen Kameradschaft zu geben. Kameradschaft ist gut, aber Nivellierung wäre schlecht – und zwar im doppelten Sinne.

Die Infantilisierung des Erwachsenen ist ebenso peinlich und geschmacklos wie die vorzeitige Dressur des Kindes zu Verhaltensweisen, die der Erwachsene zeigt und die ihm angemessen sind. Dazu aber bedarf es der Reife und nicht jener Wertumwertung, die die große Gefahr der Einzelkindgesellschaft ist.

Die Wurzeln liegen in den Protestjahren nach '68, als das oberste Erziehungsziel Emanzipation hieß. Kinder sollten in jeder Hinsicht gleiche Rechte haben. Maßstäbe und Autorität der Erwachsenen sollten beseitigt werden. Grenzenlose Freiheit lautete die Parole. An die Stelle der Repression trat die Revolution, an die Stelle der Ordnung die Freiheit, Elternrecht sollte durch Kindesrecht, Gehorsam durch Selbstbestimmung, Pflichten durch Rechte, das Leistungsprinzip durch das Lustprinzip und die Autorität durch Autonomie ersetzt werden.

Mit derartigen Einseitigkeiten – auch wenn sie ausschließlich zum Wohl des Kindes propagiert wurden – ist keinem Kind gedient.

Heute herrscht die eher gegenteilige Gefahr, das Pendel nach der anderen Seite ausschlagen zu lassen. Ihr sollten wir auf keinen Fall erliegen. Das Kind hat ein Recht auf Kindheit, aber dazu gehört auch das Recht auf Erziehung, und das heißt: auf die Vermittlung von Werten, die sich lohnen, denen zu dienen und die in die Tat umzusetzen den Inhalt aller Kultur bedeutet.

IV. Der Charakter des Einzelkindes

Gibt es das „typische“ Einzelkind?

Die Überschrift verspricht mehr, als sie wahrscheinlich halten kann. Auf alle Fälle sollte man nicht die Erwartung damit verbinden, daß es ein fest umrissenes Charakterbild, eine typische Wesensstruktur eindeutiger Art gäbe. Es gibt zwar einige typische Züge, aber die sozialen Wachstumsbedingungen des Einzelkindes sind in sich schon so unterschiedlich, daß – abgesehen von den Anlagefaktoren genetischer Art – eine klar abgrenzbare Struktur gar nicht möglich ist.

Und dennoch gibt es typische Muster, Verhaltens- und Auftrittsweisen, die für das geübte Auge erkennbar sind.

Zum Beispiel erinnere ich mich, daß ich gelegentlich Paaren, die zur Partnerberatung in meine Praxis kamen, gleich nach dem Eintreten die Frage stellte, ob sie vielleicht beide Einzelkinder seien, und sie diese dann auch verblüfft bejahten. Ich kann es schwer verständlich machen und verstehe es selbst kaum, woran dies zu erkennen war: Eine bestimmte Art, zu zweit, aber ohne Beziehung zueinander dicht hintereinander oder nebeneinander aufzutreten, war vielleicht der Grund. Oder ein bestimmter empfindlicher Zug im Gesicht, etwas hilflos Gekränktes – der Fachmann würde von Kränkung des Narzißmus sprechen – ließ mich, übrigens ganz intuitiv, darauf kommen. Mit anderen Worten: Selbst im

Auftreten verraten sich offensichtlich gelegentlich Einzelkinder, denn eins haben sie immerhin von klein auf gemeinsam: daß sie nicht auf ein weiteres Kind bezogen und ihm zugewandt sind – wobei die Abwendung auch noch eine Form der Zuwendung sein kann. Aber eine Wendung, die gleichsam eine Drehung um sich selber ist, verrät eine andere Herkunft als die Sozialbezogenheit, die ein Geschwisterkreis oder schon ein Geschwisterchen vermittelt.

Die Stellung in der Familie

In Büchern oder Vorträgen, die die Eltern in ihrer Erziehungsaufgabe unterstützen und beraten wollen, kommt das Einzelkind nicht oder nur sehr am Rande vor. Offenbar denkt jeder bei Familie an zwei Eltern und mehrere Kinder, eventuell noch die Großeltern, Onkel und/oder Tanten. Und dann ist die Rede von der Bedeutung und der Rolle jedes einzelnen Mitgliedes der Familie, dabei natürlich auch vom Verhältnis der Geschwister untereinander, ihrem Geschlecht und ihrem Altersabstand. Zahlreiche Bücher gehen mit Recht auf die Vielfalt und Wechselseitigkeit der Sozialbeziehungen im familiären System ein. Auch ich habe dies ausführlich in meinem Buch „Mehr Herz für die Familie“ (1991) getan und will hier der Wichtigkeit halber nur noch dies über den Altersabstand und die Geschwisterfolge betonen: Der Altersabstand zwischen den Geschwistern ist von großer Bedeutung für ihre Entwicklung.

Ganz allgemein läßt sich sagen, daß geringe Altersabstände Geschwister stärker aneinander binden als größere Zwischenräume. Andererseits sind Konflikte und Machtkämpfe zwischen eng aufeinanderfolgenden Geschwistern viel häufiger und heftiger. Die beiden, die es jeweils betrifft, haben größere Mühe, sich in ihrer Persönlichkeit unabhängig voneinander zu entwickeln.

Wird das jüngere Kind nur ein oder zwei Jahre nach dem älteren geboren, erlebt das ältere es als Konkurrenten um die Zärtlichkeitsbeweise der Eltern, um ihre Aufmerksamkeit und Gunst. Beträgt der Unterschied

zwischen den beiden dagegen drei oder vier Jahre, so spielt es nicht mehr die beherrschende Rolle, daß seine Zärtlichkeits- und Fürsorgebedürfnisse befriedigt werden. An die Stelle der Konkurrenz tritt aber als möglicher Störfaktor die Belastung durch Verantwortung und durch Aufgaben, die das ältere Geschwister für das jüngere übernehmen muß. Es muß Gegenleistungen für elterliche Zuwendung erbringen, die das jüngere Kind sozusagen umsonst erhält.

Beträgt der Altersunterschied mehr als fünf Jahre, so ist die Geschwisterposition nicht mehr so ohne weiteres festzulegen. Beide entwickeln sich mehr oder weniger als Einzelkinder, die nur einzelne typische Merkmale ihrer jeweiligen Altersrangfolge aufweisen, zum Beispiel, wenn das ältere Kind zur Schule kommt und das jüngere wieder allein zu Hause ist, wenn das ältere abends fernsehen darf und das jüngere ins Bett muß.

Bei größerem Abstand fallen hier auch Neid- und Konkurrenzgefühle fort, weil Vergünstigungen oder Mehrbelastungen als selbstverständlich hingenommen werden. Insofern entlastet eine Geschwisterfolge mit größerem Abstand die Beziehung zwischen ihnen. Andererseits können beide auch nicht in gleicher Weise miteinander spielen und sich aneinander messen. Es gibt so etwas wie Hierarchie, aber nicht eigentlich eine Geschwisterbeziehung auf gleicher Ebene. Beide können sich unabhängig voneinander entwickeln – und dies gilt natürlich auch für drei oder mehr Geschwister mit größerem zeitlichen Abstand. Jedes Kind hat es leichter, eine Persönlichkeit für sich zu werden, und wächst doch nicht in der Ichbezogenheit wie ein Einzelkind auf, weil es ein anderes „über“ oder „unter“ sich hat, Rücksicht

nehmen, Verantwortung üben, Einschränkungen auf sich nehmen muß.

Dagegen spielt das Geschlecht des Kindes eine wesentlichere Rolle. Das ältere Kind hat zur Zeit der Geburt des jüngeren schon gelernt, sich geschlechtsspezifisch zu verhalten. Ist das zweite Kind vom gleichen Geschlecht, kann auch jetzt noch ein starker Konkurrenzkampf einsetzen. Ist es vom anderen Geschlecht, kann das ältere Kind leichter um die Liebe des Geschwisterchens werben, ohne Gegenleistungen von ihm zu verlangen. Dabei ist das Vorbild der Eltern wichtig. Herrscht zwischen ihnen Rivalität, wird diese auch von den Kindern übernommen. Führt die Unterschiedlichkeit der Geschlechter zu einem Verhältnis gegenseitiger Liebe und Fürsorge, so wird sich das Verhalten der Eltern bei den Geschwistern wiederfinden lassen.

Ein einziger Junge unter Mädchen oder ein einziges Mädchen unter Jungen haben es übrigens besonders schwer. Weil sie anders als alle anderen sind, fühlen sie sich häufiger abgedrängt, allein gelassen oder gar minderwertig. Der Junge, der in einer rein weiblichen Umgebung aufwächst, entwickelt sich meist in Extremen: Entweder ist er bemüht, seine männliche Überlegenheit besonders deutlich herauszustellen, oder er gibt sich schwach und weiblich.

In jedem Fall aber erhält er seine Prägung auch durch die Stellung im Geschwisterkreis, definiert und findet seine Rolle, auch seine Geschlechtsrolle, in Anlehnung oder Abgrenzung zu den Geschwistern.

Diese Aufgabe ist – bei normalem Verlauf – meistens mit der Pubertät beendet. Das heißt nicht, daß nicht auch danach noch Rivalitäten, Eifersucht, Sym-

pathien und Antipathien zwischen Geschwistern eine Rolle spielen. Im Gegenteil: Geschwisterkonstellationen setzen sich meistens über das ganze Leben hin fort. Ich kann mich erinnern, daß die sechs Schwestern meines Vaters bei den jährlich gefeierten Familiengeburtstagen ihre alte Rang- und Rollenverteilung munter fortsetzten, oft mit dem gleichen kindlichen Ton in der Stimme, den sie wahrscheinlich 50 oder 60 Jahre früher auch schon hatten: empfindlich oder herrisch, nachgiebig oder dominant, streitlustig oder friedfertig.

In dieser Rollenfixierung, die ein Geschwisterkreis offensichtlich mit sich bringt, darf man den Bestandteil einer ‚Fixierung‘ nicht übersehen: Es liegt ja auch eine Festlegung und Einengung darin, die das Einzelkind in vergleichbarer Form nicht erfährt.

Im günstigsten Fall fördernder Milieubedingungen in der Familie hat das Einzelkind ja die Chance, alle Anlagen, Talente und Seiten seines Wesens zu entfalten. Allerdings gehört zur Entfaltung immer auch – nach dem Muster von challenge und response – die Herausforderung und die Korrespondenz mit einem gleichartigen oder andersartigen Wesen.

Die „Wesen“, die das Einzelkind in den wichtigsten Jahren der Prägung herausfordern, sind eben die Eltern. Darum schreibt Walter Toman in seinem Buch „Familienkonstellationen“ mit Recht: „In höherem Maße als Kinder gleichen Alters, die andere Geschwisterpositionen innehaben, machen Einzelkinder selbst den Eindruck kleiner Erwachsener.“ Kürthy betont in seinem Buch „Einzelkinder“ ebenfalls die Rolle der Erwachsenen, weil sich seiner Meinung nach beim Einzelkind sowohl Fehler in der Erziehung als auch positive

Einflüsse unmittelbarer auswirken. Dies habe allerdings auch eine positive Seite. Er meint, die Konfliktmöglichkeiten seien viel geringer, da die Geschwistersphäre fehlt. Das Kind sei in vielerlei Beziehung auf sich gestellt. Trotzdem sind nach ihm Einzelkinder „insgesamt selbständiger, idealistischer, aufgeschlossener, ernsthafter, selbstsicherer, anlehnungsbedürftiger und zärtlicher, aber auch streitsüchtiger und egoistischer.“

Schon aus der Vielfalt dieser Feststellungen ergibt sich, daß es ein einheitliches Charakterbild des typischen Einzelkindes kaum geben kann. Einige Züge treten aber doch offenkundig hervor, sosehr sie im Widerspruch zueinander zu stehen scheinen: die starke Orientierung auf Erwachsene und damit auf Erwachsensein, aber auch das Kreisen um die eigene Person, ihre Rechte und Ansprüche.

Aber genau dies macht auch Probleme in der weiteren Sozialentwicklung.

Sozialisation des Einzelkindes

In den 60er und 70er Jahren kam nicht nur die Emanzipation als wichtigstes Erziehungsziel auf, wurde nicht nur die Konfliktpädagogik gegen die Eltern- und Lehrerherrschaft in Positur gebracht, die antiautoritäre Erziehung gegen die klassischen Autoritäten, sondern wurde der herkömmliche Begriff der Erziehung mehr und mehr durch den der Sozialisation ersetzt. Von den nach Eduard Spranger drei klassischen Aufgaben der Erziehung: Entfaltung des Kindes, Vermittlung kultureller Werte und Vorbereitung auf die Gesellschaft sollte vor allem, wenn nicht ausschließlich die dritte gepflegt werden.

Sozialisation umfaßt die prägenden Bedingungen der Gesellschaft für das heranwachsende Kind, zugleich aber auch die Befähigung des Kindes für ein verantwortliches Leben in der Gesellschaft. Das Wort, aber auch sein Inhalt verleugnen durchaus nicht die Anklänge an ein sozialistisches Gesellschaftsmodell. Mit dem Niedergang sozialistischer Ideale und vor allem ihrer Realexistenz im südlichen und östlichen Europa ist auch der Begriff der Sozialisation wieder zurückgetreten.

Wir greifen ihn bewußt auf, weil er – fast wie eine Selbstironie – für die Entwicklung des Einzelkindes geschaffen zu sein scheint. Denn gleichzeitig und fast parallel zum Sozialisationsmodell der offiziellen Pädagogik wuchs das Kleinstfamilienmodell aus dem Verhalten – Soziologen sprechen nüchtern von Reproduktionsverhalten – einer immer größeren Zahl moderner Eltern hervor.

Nun ist das Einzelkind tatsächlich auf Sozialisation in dem Sinne besonders angewiesen, daß es als Ersatz für die fehlende Geschwisterkommunikation und als Ergänzung einer allzu einseitigen Elternprägung soziale Anregungen und kommunikative Chancen braucht wie das tägliche Brot. Wenn schon nur *ein* Kind, so wenigstens frühe Kontakte mit anderen Kindern, also so viele Kindergartenplätze wie möglich, Elterninitiativen und -gemeinschaften, Kinderläden, -horte, und -tagesstätten. Aber genau hieran fehlt es. Und wenn es nach der deutschen Vereinigung wenigstens einige der so umstrittenen „sozialen Errungenschaften“ des mit der ehemaligen DDR zugrunde gegangenen Systems gegeben hat, die der Erhaltung oder Aus- und Neugestaltung wert gewesen wären, so diese. Aber auch sie sind gleichsam mit der Dampfwalze jener marktwirtschaftlichen Westinvasion niedergemacht worden, die zwar den Menschen im Osten mehr Freiheit, aber auch einen grausamen Schwund von Kindergarten- und Arbeitsplätzen beschert hat. Ob dies ein unvermeidlicher Preis der Freiheit war oder ob die Marktwirtschaft hier nicht ihre sozialfeindliche Kehrseite ungehemmt gezeigt hat, wird sich erst nach Jahren herausstellen. Befürchten muß man es.

Dabei gab es – um auf die Situation des Einzelkindes zurückzukommen – auch bei uns genügend Hinweise darauf, wie schwierig die menschlichen Wachstumsbedingungen für ein in einer Kleinfamilie allein aufwachsendes Kind sind und ja eigentlich wohl auch sein müssen, wie sich unschwer vorstellen läßt.

Statt weiterer theoretischer Überlegungen greife ich hier noch einmal in das reichhaltige Archiv meiner Briefe: Eine 24jährige Frau schreibt:

„Mein Mann (29) und ich sind seit viereinhalb Jahren verheiratet und haben einen vierjährigen Sohn. Weil wir gebaut haben, war ich bisher halbtags berufstätig. Ein zweites Kind kam deshalb nicht in Frage. Jetzt will ich aber zu Hause bleiben, um mich mehr unserem Sohn und dem Haushalt widmen zu können. Außerdem wünsche ich mir jetzt sehnlichst ein zweites Kind. Leisten könnten wir es uns. Aus allerlei Gründen, die ich allerdings nicht teile, ist mein Mann dagegen. Ich bin der Meinung, daß ein Kind nicht allein aufwachsen sollte. Selbst bin ich mit einem Bruder aufgewachsen, was ich sehr schön fand. Unser Sohn braucht immer jemanden, der sich mit ihm beschäftigt. Er hätte gern ein Schwesterchen. Auch fürchte ich, daß er ein zu verwöhntes Einzelkind wird. Zudem spielt für mich der Altersunterschied, der jetzt schon sehr groß würde, eine Rolle.“

Das Problem ist hier also durchaus erkannt, nur kann es offenbar am Ort seiner Entstehung nicht gelöst werden.

Oft sind es allerdings die Frauen selbst, die kein oder höchstens ein Kind wollen – dies wieder besonders ausgeprägt in den sogenannten neuen Ländern. So lassen sich hier seit der Wende viele Frauen nach dem ersten Kind sterilisieren. Die aus dem Ostteil Berlins stammende Frauensensorin Christine Bergmann sagt: „Eine Frau weiß doch, wenn ich jetzt ein Kind bekomme, muß ich unglaublich viel von meiner Unabhängigkeit, meiner Freizeit geben. Und dann lebe ich noch in einer Gesellschaft, die mich zuwenig unterstützt – im Gegenteil, die mich bestraft.“ (nach: „Der Spiegel“ Nr. 38/1993). Der Grund ist, daß mancher Arbeitgeber lieber eine Frau einstellt, die ihm zuvor eine Sterilisationsbescheinigung vorwies.

Früher war die Lage anders: „Heiraten mit 20 und gleich zwei Kinder, das war Volkssport hier“, sagt Mike, 28, Betriebsrat in einem Elektroapparatwerk, in dem von rund 160 Arbeitsplätzen gerade mal 59 (unsichere) übriggeblieben sind.

Früher waren mehrere Frauen zugleich im Mutter-schutz, heute kaum noch eine: „Die gucken sich untereinander an, wenn mal eine schwanger ist, nach dem Motto, wie kannst du das nur machen?“ Soweit ist also die Antisozialisation im Zuge des Antisozialismus gekommen, daß eines Tages eine ganze Generation fehlen oder doch sehr amputiert sein wird.

Ein anderes sozialistisches Land, nämlich das chinesische Riesenreich, hat das Einkindsystem seit vielen Jahren verordnet, auch wenn es nicht konsequent eingehalten wird. Immerhin werden Familien vom zweiten Kind an mit Geldstrafen belegt, in ihrem Wohnraum beschränkt und ein Elternteil zwangsweise sterilisiert. Fast 50 Prozent der Hochschulabsolventen, die dann weit über 30 Jahre alt sind, verzichten in China gänzlich auf Nachwuchs.

Umgekehrt hätten die Bauern gern mehr Kinder und unterlaufen häufig bei hohem Risiko die Vorschriften von Partei und Staat. Eine Folge ist, daß weitaus mehr Jungen aufwachsen – Mädchen werden wie vor Urzeiten einfach umgebracht, weil sie Mitgift kosten und weniger Arbeitskraft einbringen würden. Es werden in dem 1,2-Milliarden-Volk bereits 20 Prozent mehr Jungen als Mädchen geboren. Bereits in 20 Jahren werden den dann heiratsfähigen Männern allein nahezu 50 Millionen Ehepartnerinnen fehlen. Auch dort werden die Kehrseiten für die Sozialerziehung des Kindes – im völligen

Widerspruch zur sozialistischen Erziehungsideologie – festgestellt. Die männlichen Einzelkinder werden auch „kleine Kaiser“ genannt, nach Strich und Faden verwöhnt. Die Schriftstellerin Han Yi berichtet, daß Schulkinder oft ihre Schuhe nicht einmal selbst zubinden könnten. Und wenn ein derart verhätscheltes Kind einmal das Klassenzimmer ausfegen müsse, verständige es die Großmutter, die herbeieile, um ihm die Arbeit schleunigst abzunehmen. So wüchsen verzogene, anspruchsvolle und verantwortungslose Junggesellen heran – die später allerdings dann häufig darauf verzichten müssen, sich weiter verwöhnen zu lassen – aus Mangel an Frauen. Es ist Schicksal des einsamen Egoisten selbst dort, wo man es wahrscheinlich am wenigsten vermutet.

Ganz anders in Amerika. In dem Buch von D. Hurlock „Die Entwicklung des Kindes“ erscheint das Einzelkind als selbstsüchtig und eifersüchtig, außerhalb der Familie nicht kontaktfreudig, es verlangt nach Beachtung, ist unbeliebt und nicht erfolgreich. Auch Ewa Rossberg in ihrem Buch „Einzelkinder“ schreibt: „Ist das Einzelkind aber nicht daran gewöhnt, mit anderen Kindern umzugehen, sondert es sich nicht selten ab und hat große Schwierigkeiten, in eine Gruppe integriert zu werden.“

Noch mehr gilt das natürlich auch bei uns für die Paarbeziehung.

Paarbildung und Partnerschaft

Das Einzelkind ist es gewohnt, weitaus die meiste Zeit mit sich allein und, das heißt, mit seinen Gedanken und Grübeleien, seiner eigenen Nabelschau und seiner Selbstbezogenheit zu verbringen. Jemand hat die Situation einmal mit einem selbstgemauerten Gefängnis verglichen, in dem der isolierte einzelne sowohl der Insasse wie der Wächter ist. Der Dichter Peter Handke ist vielleicht der Prototyp eines einsiedlerischen Einzelkindes. Er beschreibt diese Situation so: „Die Gefahr bei diesem Nachdenken, Alleinsein, Sehen, Sinnen usw. ist, daß man sich schließlich nicht mehr lockern kann für eine andere Existenz, für jemand andern.“

Natürlich kann dies auch zu einer Selbstbegegnung führen, zum buchstäblichen In-Sich-Gehen. Goethe selbst hat dazu einmal gesagt: „Das Wertvolle im Menschenleben sind die stillen Stunden. Sie sind die Brunnenstuben aller gesunden, starken, kristallklaren schöpferischen Gedanken, Worte und Taten.“ Aber wer hat schon so unerschöpfliche Brunnen voller so kristallklarer schöpferischer Gedanken und Taten? Ist nicht die Gefahr sehr viel größer, daß einer, der immer nur „in sich geht“ – wie Ernst Bloch einmal meinte –, „am Ende nur auf sich selbst herumtritt“?

Im besten Fall wird man ein Denker oder Dichter, im zweitbesten vielleicht ein Träumer und einsiedlerischer Phantast. Im durchschnittlichen Fall jedoch fühlt man sich einfach einsam und kontaktarm, weil man den Austausch, die Begegnung mit anderen und schließlich auch das Glück der Liebe und der Partnerschaft braucht.

Es ist kein Zufall, daß sich bei mir, der ich über Fernsehsendungen der Reihe „Ehen vor Gericht“ und aus meiner Beratertätigkeit in den psychologischen Leserbriefspalten vielen Menschen bekannt geworden bin, gerade Zuschriften aus diesen Höhlen der Einsamkeit, aus der quälenden Sehnsucht nach einem Gegenüber und nach einer Beziehung erhalte. Bei mir häufen sich solche Briefe in bedrückender Weise.

Einige Proben mögen belegen, wie quälend das Einzelschicksal mit seinen Kontaktschwierigkeiten für die Betroffenen ist. Eine 15jährige schreibt: „Ich komme zur Zeit nicht allein klar. Vielleicht können Sie mir mal helfen. Ich bin ein Einzelkind. Doch trotzdem mögen mich meine Eltern nicht, denn sie erlauben mir nicht, in diesen Sommerferien nach Mexiko zu fahren. Sie meinen, das sei zu gefährlich, doch sie denken bestimmt nur ans Geld. Auch mein Freund läßt mich im Stich. Er meint, es gehe ihm auf die Nerven, wenn er niemand anderen anschauen kann. Dabei ist es nur recht und billig, daß er, wenn er mit mir geht, sich für kein anderes Mädchen interessiert. Oder was meinen Sie? Ist es nicht richtig, wenn ich meinen Freund ganz für mich allein will? Auch habe ich noch nie eine richtige Freundin gehabt. Sie sind immer neidisch, weil ich schönere Kleider habe.“

Eine 24jährige schreibt: „Ich sehe mich selber als ziemlich schwierige Einzelgängerin. Zwischen mir und meinen Mitmenschen herrscht Fremdheit. Obwohl ich meinen Teil dazu beitrage, leide ich oft sehr darunter. Doch innere Voraussetzungen lassen sich nicht willentlich verändern.“ Unter dem Stichwort „einsam“ schreibt ein 20jähriges Einzelkind: „Ich leide sehr an

Einsamkeit und habe noch nie in meinem Leben einen Flirt oder ähnliches gehabt. Ich frage mich, warum sich kein Mann für mich interessiert. Ich bin nicht schön, aber ich finde mich auch nicht ausgesprochen häßlich. Außerdem kommt es nicht nur auf das Äußere an.

Ich bin ganz sicher, daß ich einen Mann glücklich machen könnte. Ausgehen und Tanzen mag ich nicht. Ich lese viel lieber oder höre Musik. Außerdem lerne ich jeden Tag, um eine höhere Stellung zu bekommen. Und am Wochenende gehe ich zu meinen Eltern, die traurig wären, wenn ich nicht käme. Ich habe keine richtigen Freundinnen. Mit den Kollegen verstehe ich mich einigermaßen gut. Aber seit einiger Zeit bin ich immer schlechter Laune, werde aggressiv, sage ohne Rücksicht, was ich denke, auch wenn ich weiß, daß ich es nicht tun sollte, werde unzufrieden, wenn man mir eine Arbeit gibt. Ich habe Sehnsucht nach Liebe und Zärtlichkeit. Ich möchte so gerne einen Mann kennenlernen und lieben. Ich bin schon ganz verzweifelt.“

Die Einsamkeit, die diese Einzelkinder als quälenden Begleiter schildern, ist teilweise von ihnen selbst mitverursacht. Denn überhöhte finanzielle und persönliche Ansprüche, wie sie die 15jährige Briefschreiberin gegenüber ihren Eltern und ihrem Freund äußert, tragen dazu bei, daß sich die Umwelt von ihr abwendet. Die 15jährige folgt damit ohne es zu wissen dem klassischen Einzelkindschema des verwöhnten „Balges“, das nur sich selbst und seine eigenen Interessen sieht. Erschwerend kommt eine gewisse pubertäre Selbstüberschätzung hinzu. Das Mädchen leidet zwar unter der Situation, erkennt aber nicht die von ihm selbst verursachten Auslöser.

Wer sich wie die 20jährige im dritten Beispiel in die innere Abgeschlossenheit flüchtet und sich nicht der Außenwelt stellt, vereinsamt zwangsläufig und baut immer höhere Barrieren zwischen sich und der Umwelt auf. Um diese Barrieren zu überwinden, sind Energien notwendig, die der einzelne kaum noch aufzuwenden vermag, was im Laufe der Zeit die Isolation zur Folge hat. Aggressionen entstehen, drängen nach außen und entladen sich an unbeteiligten Dritten. Damit zerstört man selbst eventuell die letzten Reste menschlicher Beziehungen. Die Folge: totale Isolation, Einsamkeit und Suizidgefährdung.

Der Selbstmordversuch ist gleichsam ein letztes Alarmzeichen, das hinausschreien soll: „Helft mir doch, ich bin in äußerster Not und tiefer Einsamkeit!“

Der Brief eines 16jährigen Mädchens zeigt dies auf eindringliche Weise: „Meine Mutter will mich zwingen, mit meinem Freund (17) Schluß zu machen. Sie ist der Meinung, mit 16 sei man noch zu jung für einen Freund. Ein weiterer Grund aber ist, daß sie Angst vor einer Schwangerschaft hat. Ich bin ihr einziges Kind, und mein Vater hat sie sitzengelassen als sie schwanger war. Jetzt denkt sie, mir wird das gleiche passieren. Sie glaubt auch, daß ich wegen dieser „Liebelei“ die Schule vernachlässigen könnte, wobei ich ihr aber mit einer starken Besserung meiner Leistungen das Gegenteil bewiesen habe. Sie behandelt mich wie Luft und tut, als wäre ich ein Flittchen. Was meine Mutter da macht, ist grausam. Ich bin nervlich schon total am Ende und weine sehr viel. Ich kann doch meinen Freund, den ich liebe und brauche, nicht wegen meiner Mutter aufgeben. Helfen Sie mir, das einigermaßen gute Verhältnis zu mei-

ner Mutter wieder herzustellen, aber schreiben Sie mir nicht, ich soll mit ihr reden, denn das habe ich schon oft genug umsonst versucht. Ich weiß nicht mehr, was ich tun soll. In letzter Zeit denke ich immer öfter an Selbstmord, es bleibt mir wohl auch keine andere Wahl, da ich ohne meinen Freund im Leben keinen Sinn mehr sehe.“

Im Verlauf meiner therapeutischen Tätigkeit habe ich immer wieder erfahren, daß vor allem Einzelkinder, ähnlich wie mißhandelte Kinder, unter Problemen im zwischenmenschlichen Bereich leiden und etwa folgendes bekunden: „Ich habe Schwierigkeiten, mit Gefühlen umzugehen. Ich kann eigene nicht zeigen, schon gar nicht Liebe geben. Aber ich kann auch Liebe von anderen nicht annehmen, weil ich es nicht gelernt habe.“

Offenbar gehört zur Partner- und Liebesfähigkeit eine lange, meist schon in der Kindheit erworbene Erfahrung des Austausches positiver Gefühle und befriedigender Liebeszuwendung. Diese kann durch Nichtachtung, Mißachtung oder auch Mißhandlung gestört sein. Manchmal reicht es aber auch schon aus, daß ein Kind viel allein ist, sich an intensive Dauerbindungen auf der gleichen Erlebnisebene gar nicht gewöhnt und darum auch nicht damit vertraut ist. Die Eltern können diesen Mangel nur zum Teil ersetzen. Betreuen, Verwöhnen, Umsorgen sind schließlich andere Kategorien als Austausch und Auseinandersetzung, Partnerschaft und Gleichberechtigung, Geben und Nehmen, Streiten und Versöhnen und was sonst noch alles zu einer dichten Kommunikation auf der Ebene einer altersangemessenen Beziehung gehört, wie sie Geschwisterkreise, Freundschaften und eben auch Liebespartnerschaften mit sich zu bringen pflegen.

Es bedarf keiner prophetischen Fähigkeiten, um vorauszusagen, daß Ehen und Lebenspartnerschaften, die aus belasteten, vertrackten und komplizierten Voraussetzungen hervorgehen, auch in der Zeit ihres Bestehens kaum glücklich, leicht und problemlos verlaufen können.

Einzelkinder sind deshalb meist problematische Liebes- und Ehepartner. Übrigens gilt das oft auch schon für ihre Eltern. So weist Walter Toman darauf hin, daß der Einzelkindvater mehr als andere Väter dazu neige, sich als Hauptperson zu betrachten. Umgekehrt möchten Einzelkindmütter von ihrem Mann mehr als andere verwöhnt, beachtet und gelobt werden. Auch sie haben also schon ein häufig egozentrisches und mit Gefühls-erwartungen überfrachtetes Verhältnis – wieviel mehr erst das Produkt dieser Erziehung, das Einzelkind selbst!

Ein weibliches Einzelkind, das inzwischen beruflich erfolgreich und durchaus erwachsen ist, berichtete mir von den sehnsuchtsvollen Anrufen, versteckten oder offenen Vorwürfen und den ständigen Anbindungsversuchen an das längst verlassene Elternhaus. Vor allem der Vater vermißte seine hübsche Tochter heftig und hielt bereits eine Abwesenheit von einem Wochenende oder ein paar Tagen für zu lang.

Eine andere Frau – längst selbst Mutter eines Einzelkindes, die dafür sogar ihren Lehrerberuf für mehrere Jahre an den Nagel gehängt hatte – wußte fast das gleiche zu berichten, als ob die Eltern keinen anderen Lebensinhalt und Zukunftssinn sähen, als die eigene Tochter zu begleiten, zu verfolgen und möglichst lebenslang und möglichst eng an sich zu binden. In beiden Fällen waren die Partnerschaften mit jungen Männern

äußerst schwierig und sehr spät zustande gekommen, und die Liebe bewegte sich sozusagen in einem problemgeladenen Dreieck zwischen beiden Partnern und den Eltern des Einzelkindes. Freunde und potentielle Partner werden von den Eltern des Einzelkindes in der Regel äußerst kritisch unter die Lupe genommen. Nicht selten wird versucht, jeglichen Umgang mit jungen Männern beziehungsweise Frauen zu verhindern.

Im Extremfall kann es sogar passieren, daß das eigene Kind unter direkten Repressalien leiden muß, wenn es sich dem Wunsch der Eltern widersetzt. So schreibt eine 21jährige:

„Seit meiner Geburt wuchs ich allein bei meiner Großmutter auf, da meine Eltern berufstätig waren und mich meine Großmutter später nicht mehr zurückgeben wollte. Es ging mir gut. Seit drei Jahren kenne ich nun einen jungen Mann, den meine Oma nicht ausstehen kann. Sie versucht dauernd, uns zu trennen. Vor kurzem nun stellte sie mich vor die Entscheidung, ausziehen oder von meinem Freund zu lassen. Früher schon hatten alle meine Freundinnen Hausverbot, sie waren kein Umgang für mich. Ich habe Erfolg im Beruf und bilde mich abends weiter – ein durchaus solider Lebenswandel. Nun, ich hatte alle Bevormundungen satt, obwohl es mir schwerfällt, meine Oma allein zu lassen, und wollte ausziehen. Das könnte ich, hieß es, jedoch meine Aussteuer, meine Möbel usw., alles bliebe hier. Um mich aber nun noch mehr zu verletzen, verschenkt sie jetzt Stück für Stück an meine Cousine und deren Vater.

Meine Patentante und ich haben uns bisher meiner 80jährigen Oma angenommen, mein Onkel dagegen

schaut nur einmal im Jahr herein und fragt, was es Neues gibt. Dieser bedroht mich nun mit Anzeige, sollte ich es wagen, die von mir zurückverlangten beziehungsweise im Hause meiner Oma befindlichen Sachen mitzunehmen. Täglich werde ich beschimpft und gelte als undankbar. Ist es rechtlich möglich, daß sie mich sozusagen im Hemd wegschicken kann und meine Sachen beliebig verschenken darf? Nachts weine ich mich in den Schlaf, und im Büro kann ich kaum noch an etwas anderes denken. Hätte ich meinen Freund nicht, der mir so viel Kraft gibt, ich hätte meinem Leben schon längst ein Ende gemacht.“

Besonders problematisch ist es, wenn zwei Einzelkinder zusammenkommen und sich alle die hier ausgeführten Schwierigkeiten verdoppeln und im Konfliktfall gleichsam potenzieren.

Und noch ein Aspekt ist in diesem Zusammenhang wichtig: Das Hauptproblem der Einzelkinder unter dem Aspekt von Paarbildung und Partnerschaft scheint das der Abgrenzung oder – anders ausgedrückt – das von Nähe und Distanz zu sein.

Konflikte und Chancen

Die erste Zweierbeziehung war für die meisten eindeutig eine Eltern- bzw. Eltern-Kind-Symbiose. Sie wurde mit dem Erwachsenwerden meistens als zu eng empfunden und nun entweder gelöst oder als besonders drückend erlebt.

In welcher Form auch immer die Ablösung vollzogen wurde, stellt sich in jeder Partnerschaft das Problem neu und heikel: Wie nah und eng soll die künftige Beziehung sein? Rutscht man nicht bald wieder in eine ähnliche Symbiose wie bei den Eltern, insbesondere der Mutter? Mochte diese Beziehung auch fördernd und gelegentlich beglückend sein – überwiegend wurde sie mit der Zeit beengend und störend.

Daraus resultiert die große Ambivalenz, um nicht zu sagen Ängstlichkeit im Blick auf jede neue Partnerschaft. Der Psychoanalytiker Hendrik Horn, verheiratetes Einzelkind und Vater eines Sohnes – also wieder eines Einzelkindes – meint: „Ich glaube, daß Einzelkinder sich sehr schwertun, sich in einer Partnerschaft wieder richtig zu binden. Ich jedenfalls hatte lange Zeit Angst davor, daß es noch einmal wieder so eng wird. Ich brauche eben einen großen eigenen Bereich.“

Dies wird auch von anderen immer wieder bekundet. Bald heißt es: Das Thema Abgrenzung ist beim Kennenlernen eines neuen Partners das Thema Nummer 1. Bald wird gesagt: Ich kämpfe um meine Grenzen und ziehe sie viel schneller als andere. Andere sagen, daß sie im Grunde eine Abgrenzung deshalb nicht schaffen, weil sie sich eigentlich noch gar nicht abgelöst haben.

So sind die Paare, die sich aus der Einzelkinderschaft entwickeln, häufig sehr schnell wieder symbiotische, also nicht abgegrenzte, allzu enge und eventuell sogar klammernde Beziehungen. Aber: Meistens wissen die Partner dies auch. Wenn man aber ein Problem kennt, so hat dies meist zwei Konsequenzen: Einerseits arbeitet man bewußter an seiner Lösung – andererseits ist man ständig mit dem Problem beschäftigt und kreist darum herum, überproblematisiert die Beziehung und schafft eventuell erst Probleme, da wo für andere gar keine sind.

Aber immerhin besteht auch die Chance, ein Problem zu lösen, wenn man sich seiner bewußt ist und sich und seine Emotionen kontrolliert, korrigiert und miteinander kooperiert.

Ist ein Einzelkind mit einem Mehr-Geschwister-Kind verbunden, so wird es von ihm lernen und die ganz natürliche Kommunikations- und Bindungsfähigkeit erstaunt wahrnehmen und im glücklichsten Fall auch übernehmen.

Ist es mit einem zweiten Einzelkind verbunden, so können sich die Probleme potenzieren. Die Lage wird sich besonders hoch problematisieren – aber es besteht auch die Chance – wenn beide geistig hoch entwickelt und nicht neurotisch fixiert sind –, im gegenseitigen Austausch die drohende Problematik abzuwenden oder – wenn sie bereits spürbar geworden ist – gemeinsam zu lösen.

Dazu ist es wichtig, auch die im Schicksal des Einzelkindes manifestierten positiven Seiten zu kennen und auszubauen.

Dazu gehört der entwickeltere Drang nach Individualität. Wenn beide ihn haben, können sie sich stärker als

Persönlichkeiten entwickeln und gegenseitig respektieren. Achtung und Respekt werden dann sozusagen flankierende Begleiter, gleichsam die Leitplanken der Liebe.

Dazu gehört auch die meistens höher entwickelte Ästhetik, die positive Seite der individuellen Ansprüchlichkeit. Beide werden dazu neigen, ihr gemeinsames Reich besonders schön auszugestalten, sich selbst zu schmücken und die inneren und vor allem wohl auch die äußeren Aspekte ihrer Persönlichkeit zu kultivieren. Dies kann sich zu höheren Formen des Narzißmus entwickeln, kann aber auch zu gegenseitiger Bewunderung und Beglückung führen. Die heutige Mode pflegt und nutzt diesen Aspekt der Einzelkindgesellschaft mit Nachdruck. Schon bei Kindern werden die entsprechenden Bedürfnisse nach Selbststilisierung kräftig gepflegt.

Entsprechendes mag auch für die – nicht ganz so öffentlich entwickelte – wachsende Erotikkultur des modernen Einzelkindes gelten. Sexualkritiker wie Ernest Bornemann behaupten zwar, daß wir in der Gegenwart einen Niedergang der heterosexuellen Aktivität verzeichnen und eine Hypertrophie der isolierten Masturbationspraxis erleben. Dies mag sein, aber darüber hinaus steigert sich auch die Genußraffinesse, um nicht zu sagen die erotische Hochkultur einzelner sexuell bewußt lebender Paare. Dazu trägt das Individualitätsniveau und die Genießermentalität des verwöhnten Einzelkindes erheblich bei.

Soweit der Egoismus des Einzelkindes bereit ist, den des anderen zu akzeptieren und in den eigenen Daseinshorizont einzubeziehen, kann sich daraus eine wechselseitig eskalierende Lustfähigkeit und auf diesem Um-

weg schließlich auch Liebesbereitschaft und -fähigkeit entwickeln, die alle Kennzeichen einer erfreulichen Hochkultivierung hat.

Natürlich geht das nicht ohne Konflikte ab. Streit ist vorprogrammiert.

Aus Eheberatung und Scheidungspraxis sind Einzelkindpartnerschaften Psychologen und Juristen wohlvertraut. Wenn die lange und heftig, unter quälenden Schwierigkeiten vollzogenen Versuche der Partnerfindung und Partnerbindung schließlich gelungen sind, pflegen frühere Einzelkinder besonders heftig um ihren eigenen Anspruch und ihre Rechte zu kämpfen.

Partnerschaften, in denen keine oder nur eine sehr geringe Kompromißbereitschaft herrscht, sind aber fast zwangsläufig zum Scheitern verurteilt. Da werden „aus Prinzip“ Positionen verfochten, nur weil das Einzelkind nicht unter Geschwistern gelernt hat, auch einmal nachzugeben. Und weil jeder der Partner in der Kindheit verwöhnt wurde, erwartet man dies auch in der Partnerschaft vom anderen. Gerade dies ist aber mit einem Einzelkindpartner kaum möglich. Die Konsequenz: Die enttäuschten unausgesprochenen Erwartungen werden zum Sprengstoff für die Beziehung.

Im Konfliktfall greifen auch häufig die Eltern in das Geschehen ein. Da sie wie bereits beschrieben in der Regel dem Partner eher kritisch gegenüberstehen, werden sie kaum mäßigend und verständnisvoll, sondern häufig aufgebracht und verständnislos reagieren. Bevor man sich versieht, greift der Konflikt um sich, und die Partnerschaft scheitert.

Streiten kann aber auch Chancen enthalten. Und die sprachliche Ausdrucksfähigkeit eröffnet auch erweiterte

Möglichkeiten der Kommunikation. So betonen übrigens auch Lehrer, daß man sich mit Einzelkindern besonders gut, vernünftig und ergiebig unterhalten könne.

Allerdings streiten sie auch am ausgiebigsten und hartnäckigsten. Dies kann in der Paarbeziehung sehr belastend und schließlich zerstörerisch sein. Wenn es aber gelingt, richtig zu streiten – die Regeln dafür habe ich in meinem Buch „Geschlechterkampf – Geschlechterfriede“ (mvg-verlag, München) aufgestellt –, so kann daraus auch eine besonders erfüllte und erfreuliche Beziehung werden.

Einzelkinder sind häufiger selbstbewußt. Und zwei wirklich selbstbewußte Menschen können leichter miteinander streiten, und zwar auch richtiger und ergiebiger. Richtig streiten bedeutet, den anderen nicht herabzusetzen und in seiner Ehre zu kränken, sondern sich zwar persönlich abzusetzen, aber sachlich auseinanderzusetzen. Einzelkinder sind weniger bereit zu schlucken; sie geben zurück, und das hält den Dialog in Gang.

Allerdings haben sie meistens einen längeren Entwicklungsweg, richtig streiten zu lernen. Es fehlen ihnen ja die Geschwister, bei denen sie die Fähigkeit zu Austausch und Auseinandersetzung hätten erwerben können.

Konfliktfähigkeit und Streitkunst sind nicht angeboren, sondern müssen erlernt werden. Mit Recht sagt der Psychologe (und Vater eines Einzelkindes) Michael Cöllen: „Je enger eine Beziehung ist, um so notwendiger wird das Streiten.“ Und auch der deutsch-amerikanische Psychologe Georg R. Bach schrieb in seinem berühmten Buch „Streiten verbindet“: „Die Menschen können ihre Liebesgefühle nicht ausleben, wenn sie nicht

gelernt haben, mit ihrem Haß fertig zu werden.“ Dies aber geschieht durch den Streit. Er gibt uns die Möglichkeit, uns abzusetzen und doch in Verbindung zu bleiben.

Streit ist eine Form der Gemeinsamkeit, sogar im Grenzfall der Gegnerschaft gilt dies noch. Sie hat mehr Gemeinsamkeit, als wenn man sich nichts mehr zu sagen hat. Wenn zwei Menschen in einer Beziehung bei Konflikten nur noch auseinanderlaufen, den Fernseher einschalten, zur Zeitung greifen, auf den Fußballplatz oder in die Stammkneipe gehen, mag zwar Frieden im Haus herrschen, aber es wird bald die Friedhofsstille sein, unter deren Grabhügel tausend ungelöste Probleme verbuddelt sind.

Nein: Der kreative Streit selbstbewußter Einzelkinder ist demgegenüber eine Chance für eine lebendige und gut funktionierende Beziehung, die nicht zu unterschätzen ist. Aber sie ist eben nur eine Chance und noch keine garantierte Wirklichkeit. Das Potential an Sprache, Ausdrucksvermögen und individueller Durchsetzungsbereitschaft liefert aber die Ausgangsbasis für eine höhere Streitkultur als andere Menschen sie häufig entwickeln.

Lernziel Liebe

Oft reicht die Vorgeschichte des Scheiterns von Ehen sehr weit in die Kindheit zurück. Ein Kind, das verwöhnt wurde und alle Wünsche erfüllt bekam, lernt nicht, um des anderen willen zu verzichten, und wird auch später immer wieder leicht mit seinem Ich das Wir gefährden. Ein Kind, über das wechselhafte und widersprüchliche Gefühle ausgeschüttet wurden, wird es schwer haben, ausgeglichen und fähig zu sein, selbst glücklich zu werden und andere glücklich zu machen.

Wer selber das Vorbild einer disharmonischen Ehe bei den eigenen Eltern erlebte, hat es erheblich schwerer, von dem Leitbild einer heilen Ehe auszugehen und alles daran zu setzen, daß die eigene Ehe gelingt.

Meistens führen diese Gründe schon zu einer falschen Partnerwahl, die dann, wenn die Schleier der Illusionen fallen, auch bald als nicht mehr verbindlich betrachtet wird.

Das verwöhnte Einzelkind läßt sich auch in Ehekrisen leichter von anderen verwöhnen, ist eher bereit zu Seitensprung und Untreue. Dem Wort Seitensprung haftet etwas Unseriöses und Flatterhaftes an. Als ernsthafter Mensch möchte man sich am liebsten gar nicht erst damit auseinandersetzen. Man fühlt sich nicht betroffen, höchstens verärgert durch die Umschreibung, mit der das verharmlost wird, was man doch eigentlich besser als Ehebruch bezeichnen sollte. Zweifellos liegt im Klang des Wortes Seitensprung auch eine gewisse Anziehungskraft, wie sie die größere Freiheit, die andere sich nehmen, stets auf uns ausübt. Für das Einzelkind

ist diese Freiheit selbstverständlich. Diese Auffassung wird auch noch von Autoren unterstützt wie zum Beispiel von Alex Comfort in seinem Buch „Der aufgeklärte Eros“, wenn er sagt: „Es ist sehr wahrscheinlich, daß die eheliche Untreue heute mehr Ehen erhält als zerstört.“ Er rät den Eheleuten, den Ehebruch nicht als persönliche Beleidigung aufzufassen, sondern die persönliche Freiheit des anderen zu achten. Es sei wichtiger, die Bedürfnisse des Partners zu verstehen als auf das eigene Recht zu pochen. Er räumt ein, daß viele Ehen eine ehebrecherische Stütze brauchen und daß es Männer gibt, die zwei Frauen, und Frauen, die verschiedene Männer haben müßten. Diese Auffassungen werden nicht etwa vertreten, um die Ehe selbst anzutasten, sondern im Gegenteil, um sie von allzu starken Belastungen, Unbefriedigtsein, Besitzansprüchen und Eifersucht zu entlasten. Sie können immerhin für sich in Anspruch nehmen, einer in unserer Gesellschaft weitverbreiteten Praxis mit Worten Ausdruck gegeben zu haben.

Die 150 000 Ehen, die bei uns jährlich geschieden werden, sind nur die Spitze des Eisberges ehelicher Entfremdung, die in der Statistik sichtbar wird. Wenn die Untreue in jedem Fall ein Scheidungsgrund wäre, müßte mehr als die Hälfte aller Ehen geschieden sein; denn mehr als die Hälfte aller Ehemänner und etwa ein Drittel aller Frauen betrügen ihre Ehepartner. Comfort schreibt denn auch: „Vermutlich ist Untreue weniger oft die Ursache für das Zerbrechen einer Ehe als die vorsätzliche Zerstörung der Verbindung zwischen Ehepartnern, die sich bereits aus anderen Gründen nicht mehr vertragen.“ Und Theodor Bovet schrieb, „daß sie in

Wirklichkeit nur das letzte Glied einer langen Kette bildet und daß es vor allem wichtig ist, ihre Vorgeschichte zu behandeln.“

Die Egozentrik, der Machtkampf, auch die Eigenbrötelei und Kontaktarmut können solche Ursachen sein, die maßgeblicher sind als der allerdings durchaus nicht harmlos zu nehmende Seitensprung. Übrigens sind auch Karriereehrgeiz und Hobbykult unter die „Ehebrüche“ zu rechnen.

Das Einzelkind sieht häufiger als Geschwisterkinder in erster Linie sich selbst. In Krisen ist sein erstes Bestreben nicht die möglichst rasche Wiederherstellung des Friedens, die Heilung einer gestörten Beziehung, der erste Schritt auf den anderen zu. Im Gegenteil: Es neigt gewohnheitsmäßig dazu, sich in sich selbst zurückzuziehen, sich gleichsam „im Mauselloch zu verkriechen“, sich in einen Kokon von Selbstanklagen oder Wut auf den Partner, Schuld- oder Schamgefühlen, Groll- oder Gramregungen – in durchwachsener oder wechselnder Abfolge – zu stürzen, die jede nach außen gehende Kommunikation erschweren.

In meinem Buch „Liebe, Eifersucht und Treue“ (mvg-verlag, München 1993) habe ich auf die Bedeutung der in der Kindheit wurzelnden Ehevorstellung hingewiesen. Man weiß heute, daß einer positiven Eheerwartung auch eine positive Eheerfahrung vorausgehen sollte, nämlich ausgehend von der Ehe der Eltern.

Das relative Glück konventioneller Ehen beruht nicht zuletzt auf der Bereitschaft des einzelnen, in hohem Maße auf sein individuelles Glück zu verzichten, weil er das Ziel der Ehe für wichtiger hält als das Ziel seiner

persönlichen Lebenserwartung und Lebensverwirklichung.

Aber das ist gerade für ein Einzelkind wohl am schwersten: auf eigenes Glück zu verzichten, um gemeinsames Glück zu ermöglichen. Aber genau dies muß nicht nur im Blick auf mögliches Eheglück, sondern auf Wohlfahrt und Wohlergehen der Gesellschaft überhaupt als vielleicht wichtigstes Lernprogramm formuliert werden: Lernziel Liebe könnte man es auch nennen.

Nachdem ich diese Formulierung niedergeschrieben und wie ich glaubte geprägt hatte, las ich im „Spiegel“ Nr. 794 unter genau dieser Überschrift, daß im 16. Pariser Arrondissement eine Erotikschule eröffnet wurde: Allein, zu zweit oder in Gruppen können dort liebeswillige, aber kontaktgestörte Männer und Frauen Kurse für erotische Lektüre, Massage, Masturbation buchen. Zu Preisen zwischen dreißig und siebenhundert Mark (Jahresabonnement) erteilt Madame Hélène Lechevalier Nachhilfeunterricht. Dabei wird sie von Psychologen und Ärzten unterstützt. Sie räumt ein, daß ihre Liebeschule nicht zuletzt auch dem Kennenlernen eines Lebenspartners dienen soll.

Derartige Schulen werden sich in Zukunft wahrscheinlich häufiger auftun – sichtbare Gegenbewegungen zu den unerträglichen Inselexistenz-Neurosen der Einzelkindgesellschaft – auch wenn sie nur einen einzigen Aspekt dieser Neurosen – ein gestörtes Sexualleben – kurieren wollen.

V. Herz-Solo

Können Einzelkinder lieben?

Mit der wachsenden Zahl der Einzelkinder ist in unserer Gesellschaft mit Sicherheit auch ein dramatisches Anwachsen von Einsamkeitsschicksalen vorgezeichnet – zumal die meisten Menschen länger leben und die verlängerte Endphase ihres Lebens ebenfalls durchweg wieder allein verbringen. Dazwischen liegen für viele die Trennungstragödien, die Scheidungsschicksale und, damit verbunden, lange Phasen des Alleinseins und der Einsamkeit.

Und selbst, wo Menschen in Paaren zusammenleben, muß man oft genug sagen: Am schlimmsten ist die Einsamkeit zu zweit.

Es stellt sich die Frage: Ist die frühe Einsamkeitserfahrung ein Hindernis, vielleicht gar ein ausschließendes Hindernis für die künftige Partnersuche und Partnerschaft?

Nur von den wenigsten Menschen wird das Alleinsein als Lebensform bejaht. Unser Leben und unser Sehnen ist auf Zweisamkeit und Gemeinsamkeit ausgerichtet. Zwar scheint die Seelentemperatur in unserer Welt allmählich zu sinken, scheinen Beziehungen sich zu lockern und das Netz der Mitmenschlichkeit immer weniger tragfähig zu werden. Aber wir werden uns – und nicht nur die Älteren – wohl kaum ohne schwere Gefühlseinbuße daran gewöhnen und diesen Zustand nor-

mal finden können und wollen. Im Gegenteil: Wir sehnen uns nach einem Menschen, der uns versteht, den wir verstehen, der zu uns gehört und zu dem wir gehören. Und wenn diese Sehnsucht nicht in Erfüllung geht, werden wir von Trauer erfüllt. Werden wir enttäuscht, mißlingen unsere Versuche, so entstehen Bitterkeit und Mutlosigkeit – und zwar schon sehr früh. So schreibt mir ein 15jähriges Mädchen:

„Ich glaube, niemand mag mich richtig. Eine Freundin habe ich schon seit mehreren Jahren, aber seit etwa einem Jahr benutzt sie mich nur noch als ‚Aushilfs-person‘. Damit meine ich, wenn eine andere Freundin nicht kann und sie dann niemand hat, hat sie immer für mich Zeit, aber sonst nie. Ich wünsche mir so schrecklich einen richtigen Freund, bei dem ich mich geborgen fühlen kann und der immer zu mir hält. Ich würde auch immer zu ihm halten. Ich bin auch so schrecklich schüchtern. Ich schaffe es einfach nicht, diese Schüchternheit zu überwinden. Jeden Abend liege ich im Bett und heule, weil ich niemanden habe, der zu mir hält.“

Hier würde eine Ermutigung, vielleicht auch eine psychotherapeutische Hilfe oder eine psychosoziale Beratung weiterhelfen. Nur erhebt sich dann die Frage: Ist mit der Überwindung der Schüchternheit das Problem bereits gelöst? Werden sich aus den dann womöglich erleichterten Kontakten auch wirklich stabile Beziehungen entwickeln? Ist ein vereinsamter, kontaktängstlicher Mensch nicht schon so heikel, von negativen Erwartungen vorgeprägt, daß der Aufbau einer Beziehung nur schwer gelingt und bei der nächsten Krise scheitert? In der Tat sind Partnerschaften heute offenbar wesentlich

krisenanfälliger und wesentlich weniger belastbar, als dies früher der Fall war.

Viele helfen sich aus dieser Situation auch heraus, indem sie bewußt feste und verbindliche Beziehungen gar nicht erst eingehen – vielleicht auch gar nicht eingehen können. Neben der Kontaktfähigkeit scheint auch die Bindungsfähigkeit abzunehmen.

Eine Mutter von 44 Jahren schreibt mir voll Sorge: „Weil mein Sohn sich keine Frau sucht, bin ich ganz krank und habe schlaflose Nächte. Wie kann ich ihn motivieren, bereden? Wenn ich deshalb etwas zu ihm sage, lacht er mich aus. Vor einigen Wochen hat er seine Meisterprüfung gemacht, alles ist in Ordnung mit ihm. Nur eine feste Freundin (Frau) legt er sich nicht zu. Mein Mann und ich haben uns vor 26 Jahren kennengelernt und von da an eine feste Beziehung aufgebaut, uns zusammengerauft und sind glücklich geworden. Unser Sohn ist jetzt 24, und da glaube ich, wird es höchste Zeit, daß er heiratet, denn jung gewöhnt man sich besser aneinander. Ist meine Einstellung altmodisch?“

Fast könnte man meinen, die Dauerbindung an einen festen Lebenspartner sei ein Modell von gestern, das für den einsamkeitsgewohnten, von Enttäuschungen geprägten Menschen von heute gar nicht mehr gilt.

In der Tat haben die Untersuchungen von Kürthy ergeben, daß die Kleinstfamilie weniger traditionsbewußt ist. Man richtet sich nicht so sehr nach herkömmlichen Familien- und Partnerschaftserwartungen, auch die klassischen Modelle von Bindungen auf Dauer oder gar fürs Leben lockern sich im Verband der Kleinstfamilie, vor allem der Dreiereinheit oder gar nur der Zweiereinheit von einem Elternteil mit einem Kind.

Andererseits empfinden es Einzelkinder überwiegend als Nachteil, daß sie keine Geschwister haben. Es wäre doch schön, wenn man jemand um sich, sei es über sich oder unter sich, aber auf alle Fälle bei sich und sich gegenüber hat. Kommunikation und – sagen wir es ruhig – Liebe bleiben eine Urerwartung und ein Elementarbedürfnis wohl jedes Menschen. Ob dahinter aber die zuversichtliche Entschlossenheit zu einem Lebensbündnis stehen muß, wird immer fraglicher. Experten berieten ernsthaft auf einer Tagung der Evangelischen Akademie Tutzing, ob man die alte Trauformel „bis daß der Tod euch scheidet“ nicht besser durch die unverbindliche „solange es gutgeht“ ersetzen sollte.

Und in der Tat hat nach Berechnungen des Wiesbadener Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung innerhalb von zehn Jahren die Anzahl der unverheiratet Zusammenlebenden sich um über 56 Prozent erhöht. Diese Beziehungen sind durchaus auch Liebesbeziehungen und sicher mit ebenso reichen Gefühlen erfüllt wie die herkömmlichen Lebenspartnerschaften, aber sie sollen auch leichter zu beenden sein, wenn diese Gefühle versanden.

Daraus ergibt sich, was der Pariser Familiensoziologe Professor Louis Roussel vermutet: „Es scheint fast so, als verfüge ein immer größerer Teil der Bevölkerung nicht nur über eine einzige kontinuierliche Biographie, sondern über mehrere unabhängige Lebenssequenzen.“

Auch das genannte Wiesbadener Institut resümiert: „Die Institution Ehe erweist sich zunehmend als obsolet“, aber dies deutet eben nicht auf Liebesmangel und Liebesunfähigkeit hin. Grund ist einmal die höhere Lebenserwartung, die frühere Partnerbindung und die Kurzlebigkeit und variable Dynamik unserer Partner-

beziehungen. Man könnte also paradox sogar sagen: Schuld daran ist die Liebe.

Schon vor vielen Jahren hat der politische Publizist Sebastian Haffner die Ehe als die – nächst dem Krieg – wichtigste Unglücksquelle der Menschheit bezeichnet – und zwar gerade deshalb, weil der Mensch in ihr die wichtigste Glücksquelle vermutet, sie also mit emotionalen Erwartungen überfrachtet. Die Ehe soll die Liebe garantieren, dabei hat doch schon vor Jahrhunderten die Liebe selten den Grund und die Basis für die Ehe abgegeben. Beides wurde meistens getrennt. Und da der Tod früher eintrat, ergab sich, daß die Lebenspartnerschaften eben auch relativ länger hielten. „Dauerhafte Beziehungen allein auf der Basis von Emotionen aufzubauen“, meint der Züricher Autor Hoffmann-Nowotny, „das hat es nie in der Geschichte der Menschheit gegeben.“ Die gesellschaftliche Norm und der gemeinsame ökonomische Nutzen waren es, die die Menschen aneinander banden – von der Fürsorge für eine meist größere Kinderzahl ganz abgesehen. So konnte und mußte man zusammenbleiben, auch wenn es mit der Liebe vorbei war.

Liebe ist immer gefährdet und heikel. Sie ist es um so mehr, als in der Einzelkindgesellschaft die Rolle der Gefühle und Erwartungen offensichtlich steigt, vor allem aber die Bedeutung von Ansprüchen und Wünschen – und zwar auf beiden Seiten. Und bei der Zunahme der Einzelkinder ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, daß zwei Einzelkinder aufeinandertreffen, die mit ihren übersteigerten Erwartungen sich gegenseitig überfordern und schließlich auch noch terrorisieren. Nebeneffekt dabei: Wenn ihre Beziehung scheitern sollte und die Eltern ent-

weder geschieden, nicht mehr erreichbar oder gar verstorben sind, haben beide im Grunde keinen einzigen Verwandten mehr, bei dem sie sozialen Rückhalt und einen familiär begründeten Liebesersatz oder sogar die viel stabilere Ursprungsbeziehung familiärer Liebe finden können. Die Einsamkeit kumuliert also auch hier und aus ganz anderen Blickwinkeln als Konsequenz der Bevölkerungsstatistik.

Um so wichtiger werden naturgemäß die freien und freundschaftlichen Beziehungen, die Nachbarschaften, die Beziehungen unter Berufskollegen, Sport- und Hobbykameraden, die religiösen, weltanschaulichen und politischen Gemeinschaften und Initiativen. Ihnen kommt eine neue Heimatfunktion zu. Es ist nicht erstaunlich, daß viele dieser Gruppierungen – vor allem bestimmte religiöse Gemeinschaften und Sekten – besonders stark den Geist der Bruder- und Schwesterliebe pflegen oder sogar erotische Beziehungsmuster anbieten und in ihre Sozialstruktur einbauen.

Liebesbedürfnisse sind also da, schweben gleichsam zunehmend frei im gesellschaftlichen Vakuum herum und suchen nach immer neuen Ansatzpunkten und Haftstellen. Dies wird sich für die künftige Sozialstruktur und für den sozialen Kitt innerhalb einer sich ständig vergrößernden Gesellschaftsdynamik als außerordentlich bedeutsam erweisen.

Manche Leserin und mancher Leser wird spätestens an dieser Stelle meinen, der Autor drücke sich um die präzise gestellte Frage der Kapitelüberschrift „Können Einzelkinder lieben?“ herum. Darum sei hier ausdrücklich die Meinung – die sich aus langjähriger Erfahrung der Beratungspraxis gebildet hat – ausgesprochen:

Viele Einzelkinder lassen sich lieben, aber sie können selbst nicht lieben. Um nicht denjenigen, für die dieses Diktum eventuell nicht zutrifft, unrecht zu tun, könnte man einschränken: Sie haben zumindest große Mühe und tun sich schwer damit, wirklich zu lieben. An dieser Stelle bedarf es nach allen vorherigen Ausführungen keiner weiteren Begründung. Allenfalls können wir noch als Kronzeugen den Narzißmusanalytiker Lasch heranziehen:

„Wenn der Narziß auch im Alltagsleben durchaus bestehen kann und andere Menschen oft sogar bezaubert (...), so verarmt sein persönliches Leben doch durch die Abwertung der Mitmenschen und den Mangel an Neugier ihnen gegenüber, wodurch die ‚subjektive Erfahrung von Leere‘ bestärkt wird (...).“ Lasch sagt weiter, daß der Narziß von anderen abhängig bleibt, da er deren Bewunderung und Anerkennung braucht. Er klammert sich an die anderen und führt eine geradezu parasitäre Existenz. Gleichzeitig ließe seine Angst vor emotionaler Abhängigkeit, zusammen mit seiner manipulativen, ausbeuterischen Handhabung persönlicher Beziehungen, diese Beziehungen glatt, oberflächlich und zutiefst unbefriedigend werden. Das führt dazu, daß manche Narzißten die ideale Beziehung als zeitlich begrenzte Beziehung ansehen, die nach einer Weile problemlos aufgegeben werden kann.

Gelangweilt, ständig auf der Suche nach Augenblicksintimität – nach emotionalen Reizen ohne Verstrickung und Abhängigkeit –, so ist der Narziß nach Lasch promiskuitiv und häufig sogar pansexuell.

Aber wie Don Juan zwar ebenfalls pansexuell lebt und doch nicht zu wirklicher Liebe oder auch nur Befriedi-

gung findet, sucht auch der narzißtisch geprägte Einzelkindtyp immer aufs neue die Liebe und die Befriedigung, die er schon deshalb nicht finden kann, weil wirkliche Liebe nicht in Befriedigung, sondern in Erwidern gipfelt.

Mir ist kein Beispiel bekannt, wo Promiskuität oder Pansexualität den einzelnen beglückt hätte. Der Typ des auf allen Hochzeiten tanzenden, auf allen Partys brillierenden und in allen Discos vertretenen Junggesellen mag das Flair von Erfolg und beneidenswerter Omni-präsenz haben – bedauernswert einsam ist er bei genauerem Hinschauen dennoch. Er hält es zu Hause nicht aus, sieht zwar aus, als ob er nicht totzukriegen sei, aber der Geübte entdeckt den Krampf in den Mundwinkeln und die melancholische Düsternis in den Augen, die das Kunstwerk zuwege bringen, nach außen zu lachen, während tief drinnen irgend etwas weint.

Einer von diesen Männern sagt: „Ich habe mich immer für unabhängig gehalten, aber nun fühle ich mich geradezu panisch wie ein kleines Kind, das seine Mutter verloren hat, ich möchte mich am liebsten eingraben und immer ‚Hilf mir, hilf mir doch‘ rufen. Ich fühle mich verlassen und verloren.“

Wenn Jean Jacques Rousseau, der Ahnvater aller modernen Pädagogik, als Summe seiner Überlegungen in seinem erzieherischen Hauptwerk „Emile“ als Konsequenz den Rat zog, kein Elternpaar solle mehr als ein Kind erziehen (um es wirklich gut und richtig zu erziehen), so kann man nach den Erfahrungen, die wir bis heute mit der Einzelkindgesellschaft gemacht haben, nur heftig widersprechen und auf Kürthy verweisen, der die Ansicht vertritt, daß nämlich Einzelkinderfamilien

„nicht selten den kleinen Götzen oder den kleinen Tyrannen“ erziehen.

Der Philosoph und Theologe Friedrich Schleiermacher fragte in einer Vorlesung 1826 bereits: „Was will denn eigentlich die ältere Generation mit der jüngeren?“

Diese Frage müssen wir uns täglich neu stellen. Die Einzelkind- und Narzißtengeneration wird sich ohnehin anders entwickeln, als wir wollen. Schleiermacher sah als wichtigste Aufgabe das „Einwirken auf das jüngere Geschlecht“ im ethischen Sinne an, die Vermittlung einer Achtung vor kulturellen Werten, vor Staat, Kirche, Wissenschaft und Gesellschaft, vor Kunst und Kultur. Angesichts der Tatsache, daß ein Kind heute in einer Woche über die mehr als 20 Fernsehsender, die in den meisten Wohnungen zu empfangen sind, eine Vielzahl von Morden, Unglücksfällen und Gewalttätigkeiten sehen kann, werden wir unser blaues Wunder erleben. Aber es ist nicht das Blau von Aladins Wunderlampe, die dem Kind geheimnisvolle höhere Traumwelten eröffnet, sondern das neonblaue Mattscheibengeflimmer, das heute der abendliche Straßenpassant aus nahezu sämtlichen Wohnzimmern strahlen sehen kann. Ein kaltes Licht, ein aggressives, ein gefährliches Programm, das in einer Welt, in der der Gewaltpegel und die Bevölkerungsdichte ohnehin zunehmen, als nahezu einzige Antwort auf die wachsenden Konflikte eine weitere Brutalisierung und Verrohung anzubieten hat. Einzelkinder mögen hiervon nicht besonders bevorzugt betroffen sein – ausgeschlossen sind sie davon aber auch nicht.

Eine andere Entwicklung zeichnet sich ab, die schwer mit Namen zu nennen ist. Der französische Kommuni-

kationsforscher Bernard Cathelat spricht von einer „um sich greifenden Zerbröselung der Gesellschaft“. Der Wiener Sozialforscher Rosenmayr spricht davon, die Zeit „der ewigen Wahrheiten einer bürgerlichen Gesellschaft sei für immer vorbei“. Und der Gießener Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter stellt fest: „Egozentrische Züge prägen das neue Selbstbild.“

Offensichtlich bewirkt das veränderte Sozialverhalten der Einzelkinder eine Veränderung unserer Gesellschaft gleichsam im mikroskopischen, molekularen Bereich. Aber muß dies nicht auf Dauer erhebliche Auswirkungen auch auf die Gesellschaft als Gesamterscheinung haben?

Das Einzelkind und die Gesellschaft

Werden die Einzelkinder die Welt verändern? Mag die Frage übertrieben und rhetorisch klingen – im Grunde ist sie bereits überholt: Die Einzelkinder oder richtiger die typischen Muster ihres Sozialverhaltens haben, zusammen mit gravierenden Umwälzungen in unserer Gesellschaft, die Welt bereits verändert. Davon zeugen die Ergebnisse der letzten Umfragen, etwa der einschlägigen Jugendbefragungen des EMNID-Instituts oder des Instituts für Demoskopie in Allensbach und deren Auswertungen, die hier im einzelnen nicht wiederholt werden sollen. Insgesamt haben sie einen allmählichen Wertewandel konstatiert, der sich eindeutig von asketischen, sozialbezogenen, zu Gemeinschaft und Gemeinwohl, persönlichem Einsatz und Opferbereitschaft tendierenden Wertmaßstäben weg hin entwickelt hat zu stärkerer Betonung von Selbstverwirklichung und persönlicher Karriere, Freizeitgenuß und Wohlstand, Individualität und Privatheit.

Genauso hat mir vor kurzem der Leiter einer großen Realschule das Verhalten seiner Jugendlichen geschildert: Sie wollen für nichts mehr Verantwortung übernehmen, aber von allem Nutzen haben und über alles mitreden, auch wenn sie nichts davon verstehen.

Diese Feststellung mag unüberhörbar auch mit einem Schuß verständlicher pädagogischer Enttäuschung eingefärbt sein – eine Tendenz, der man schwerlich widersprechen kann, wird auch hieraus erkennbar: nur nicht übermäßig engagieren, die Dinge ihren Lauf nehmen lassen, aber davon profitieren und sich nur so weit

und so lange binden, wie es irgend unvermeidlich und dem eigenen Nutzen und Wohle dienlich ist.

Ob aber Nutzen und Wohl auf die Weise dauerhaft gesichert werden können, ist sehr zu bezweifeln. Denn unser aller Wohl ist vom Gemeinwohl nicht zu trennen, und der einzelne ist ohne die Gemeinschaft und ihre Einbindung ungesichert und ungeborgen und letzten Endes auch unglücklich.

Trotzdem nimmt die Gesellschaft und nimmt das soziale Verhalten unübersehbar die soeben skizzierte Richtung ein. Man mag dies bedauern, man wird es aber – nicht zuletzt unter dem Einfluß der auf passivem Konsum ausgerichteten materiellen und geistigen Güterversorgung – schwerlich ändern oder gar umdrehen können.

Und wenn es in den neuen Ländern früher einmal die Tugenden der Solidarität, der Nachbarschaftshilfe, der sozialen Aufgeschlossenheit und der Bereitschaft – wenn auch oft genug mit Nachdruck erzwungen –, dem größeren Ganzen zu dienen, gegeben hat, so hat die Vereinigung und vor allem die von beiden Seiten betriebene überraschende Flutwelle einer glitzernden Überflußgesellschaft, die den Osten überschwemmt hat, das Ihre dazu getan, auch die damit verbundenen Haltungen dort zu verbreiten und Fuß fassen zu lassen. Wie rasch der Osten seine Kinderzahlen verringert und damit seinen Privatismus vergrößert hat, wurde an früherer Stelle erläutert und braucht hier nicht wiederholt zu werden.

Mit gleichsam kindlicher Naivität hat man den Gabentisch, der im Zuge der Vereinigung vor einem ausgebreitet wurde, so schnell geplündert, daß vielen dabei Hören und Sehen verging, sie süchtig und hörig wurden. Und andere, weniger konkurrenzfähige, hatten das

Nachsehen und beklagen nun das Schicksal der allzu raschen Vereinigung, vor allem der Währungsunion und ihrer Folgen. Gebrannte Kinder sind sie nun, und so fühlen sie sich wohl auch und stellen sich auch so dar.

Aber wie hätten wir uns in vergleichbarer Lage verhalten? Handelt es sich nicht nur um Zeitverschiebungen, um leichte historische Vorsprünge? Wird uns der einst so zurückgebliebene Osten nicht rasch gerade auf Gebieten überholen, auf denen wir es am wenigsten erwartet hätten? Das rasche Ausbreiten der Kriminalität, die wachsende Macht der Mafia in ehemaligen Ostblockstaaten, die schlimmen Schattenseiten eines böartigen, von Habgier gezeichneten, skrupellosen und unsozialen Egokapitalismus zeichnen sich ab und halten uns den Zerrspiegel vor.

Und es sind nicht nur isolierte Einzelkinder, die alle für sich nach ihrem Recht auf nachzuholendes Leben und nachträglich einzuklagende Ansprüche rufen: Noch schlimmer sind die gleichsam einzelkindartigen Regionalismen, die anstelle der großen Sozialkollektive und Kollektivnationen das geschichtliche und geographische Bild der Gegenwart und vermutlich auch der Zukunft zunehmend bestimmen werden.

Allerdings darf man nicht davor kapitulieren, daß sich immer mehr Glatzköpfe mit Schnürstiefeln und Nazi-gruß und lautem Geschrei auf die Straßen drängen. Es steckt eine große Portion Infantilismus hinter der allerdings nicht zu verharmlosenden Brutalität ihres Verhaltens. Aber gehören sie nicht auch zu einer zunehmenden Gruppe von Menschen, die sich um Lebenszukunft, Berufsaussichten, Ernstgenommen-Werden und Er-

wachsen-Sein betrogen fühlen und nun wild um sich und vor allem auf alle Andersartigen einschlagen?

Das darf jedoch nicht der Prototyp einer künftigen Gesellschaft sein, auch wenn diese in unseren Breiten stark vom Einzelkind, dem enttäuschten und verwöhnten, dem anspruchsvollen und nie zufriedenen, dem kontaktsuchenden und so wenig bindungsfähigen, dem ehrgeizigen und der Kommunikation bedürftigen, geprägt wird.

Hier polarisiert sich der Zustand der Welt: Nach der gegenstandslos gewordenen Gegensätzlichkeit zwischen Ost und West wird die Zukunft vom Nord-Süd-Gefälle beherrscht werden, von dem zunehmenden Gegensatz zwischen armen und reichen Ländern und damit eben auch zwischen hungernden, aber kinderreichen Völkern auf der einen Seite und im Überfluß lebenden, aber kinderarmen Völkern auf der anderen Seite. Werden ausgerechnet die Einzelkindgesellschaften den kinderreichen, nahrungsarmen Weltgegenden zu besseren Lebensbedingungen verhelfen? Werden sie nicht ängstlich ihre Privilegien verteidigen, sich an den erreichten Wohlstand klammern, sich mehr und mehr durch Gesetze, Waffen, Marktzusammenschlüsse und den Mißbrauch von Religionen und Weltanschauungen für äußerst egoistische Zwecke abschirmen?

Es scheint mir utopisch und allzu idealistisch, gerade von Gesellschaften und Gesellschaftssystemen, die zunehmend von egozentrischen und egoistischen Einzelkindern beherrscht werden, die Lösung der sozialen Probleme der Welt erwarten zu wollen. Sie werden mit allen Mitteln der Technologie und Ökonomie danach trachten, ihren Status zu retten.

Aber ebendiesen wird die Einzelkindgesellschaft nur begrenzte Zeit aufrechterhalten können. Dann wird sie entweder – hier lassen sich die herrlich unlogischen Wortungetüme gut verwenden – an ihrem eigenen Nullwachstum oder gar Minuswachstum zugrunde gehen, aussterben und einfach verschwinden. Oder eine ungeheure Weltrevolution wird sie hinwegfegen, weil die Mehrheit der Welt es einfach satt hat, von der übersättigten Minderheit zum Hungern gezwungen zu werden. Der Publizist Johannes Groß sagte einmal: „Daß alle Menschen Brüder werden, ist ein Traum von Einzelkindern.“

Vielleicht – man muß es hoffen – wird aber auch die flexible Intelligenz, das starke innovative Potential unzähliger Einzelkinder (berühmte Einzelkinder sind beispielsweise Hans Christian Andersen, Hans-Dietrich Genscher, Jimmy Carter, Erich Kästner, Rainer Maria Rilke, Franklin D. Roosevelt, Jean-Paul Sartre, Carola Stern; vgl. dazu Marion Rollin „Typisch Einzelkind“) dieser scheinbar schicksalhaften Entwicklung rechtzeitig eine andere Wendung geben und neue Ziele setzen – nicht zuletzt auch und gerade um des eigenen Überlebens willen sind wir auf ihre Phantasie und ihre Visionen angewiesen.

Überfordert und übererzogen?

Bei allen Überlegungen zur Entwicklung des Einzelkindes muß man sich das ständige Übergewicht der Erwachsenen in der Kindheit und Jugend der Einzelkinder vor Augen halten.

In jeder früheren Familie waren zwar Autorität und Gehorsam angesagt, galten undiskutiert und – bis auf Revolutions- und Umbruchzeiten – unangefochten, aber Kinder bildeten eine Mehrheit und waren schon aufgrund ihrer eindrucksvollen Zahl, aber auch ihrer Bedeutung als Arbeitskraft ein beachtlicher Faktor. Vielleicht mußten sie gerade deshalb unter Druck gehalten werden.

Heute sind sie Kostbarkeit und Kultgegenstand, Wunsch- oder Verschiebekind, Zufallsprodukt oder Zukunftshoffnung – eine Mehrheit gegenüber den Erwachsenen sind sie auf jeden Fall nicht.

Sie sind deren ständigen Erwartungen und meistens ehrgeizigen Forderungen ausgesetzt. Dies gilt sogar schon für das Spiel. Neil Postman weist in seinem Buch „Das Verschwinden der Kindheit“ darauf hin: „Heute besteht man darauf, daß Kinder schon mit sechs Jahren ohne Spontaneität spielen, unter sorgfältiger Anleitung durch Erwachsene und starkem Konkurrenzdruck ... Das Kinderspiel ist zu einer Hauptbeschäftigung der Erwachsenen geworden, es ist professionalisiert worden ...“ Und dabei weist er auf Turniere hin, in denen beispielsweise 4 000 Kinder aus zehn Nationen unter Aufsicht und entsprechenden Siegeserwartungen ihrer Eltern spielen. Deren Zuschauerengagement geht

so weit, daß sie sich in den Rängen schlagen, wenn ihre Kinder gegeneinander Fouls verüben.

Auch das Vordringen von Kindern in den Bereich des Spitzensports gehört nach Postman in diesen Zusammenhang. In den großen Tennisturnieren spielen häufig Kinder mit 14, 15 oder 16 Jahren, und John Newcombe, ein alter Wimbledon-Meister, meint sogar, daß demnächst zwölfjährige Spieler den Center Court übernehmen würden. Dagegen sind zwölfjährige Schwimmer, Bodenturnerinnen, Eiskunstläufer von Weltrang schon heute keine Besonderheit mehr.

Ist dies der freie Wille der Kinder? Was bewegt Eltern dazu, Kinder so früh zu Spitzenleistungen abzurichten, zu fördern, zu motivieren, sie ihnen zu ermöglichen? Warum setzt man sie – und hier ließe sich auch das Violin- oder Klavierspiel bei entsprechend begabten Kindern anführen – so früh einem so ungeheuren Konzentrationszwang, der nervlichen Belastung und nicht zuletzt dem Medienrummel aus?

Gut, auch Mozart, der immerhin schon mit fünf Jahren zu komponieren begann, mußte als Kind seines Vaters Leopold unter schlimmstem Leistungsstreß arbeiten. Immerhin aber nahm er sich viele Freiheiten, und vor allem verwirklichte er in seiner Musik das Kindlich-Spielerische in höchster Vollendung. Hier und heute geht es aber um Ehrgeiz und Erfolg, um Rekorde und Trophäen.

Daß gleichzeitig im Leben dieser Kinder nicht nur das Spiel, die Unbefangenheit, die Natürlichkeit und das Träumerische ins Hintertreffen geraten, sondern auch die Schule; daß die Allgemeinbildung häufig das Grundschulniveau kaum übersteigt, wird einem schon bei simplen Fernsehinterviews bedeutender Stars deutlich.

Nur ein Genie, das mitten in der Brandung der hochaufgetürmten Erwartungen der überwertigen Eltern noch die Überlegenheit besitzt, gleichsam auf der Welle zu reiten, so daß die Eltern gar zu ihm aufschauen können, mag hiervon profitieren und vielleicht für sein Leben sogar eine nachhaltige Förderung erfahren, die ihm lebenslangen Dank den Eltern gegenüber einflößt. Die Gefahr der Verbiegung, der Überforderung und der Abtötung der Kindheit ist jedoch weitaus größer.

Auf die Dominanz der Leistungsforderungen im Kinderleben weist ein Pädagoge, der es wissen muß, besonders ausdrücklich hin. Dr. Theo Winkels, Rektor einer Grundschule und Lehrbeauftragter für Didaktik und Methodik der Sozialpädagogik, schreibt, daß noch nicht schulpflichtige Kinder von ihren übereifrigen Eltern gleich bei mehreren Sportvereinen angemeldet würden; hinzu kämen Verpflichtungen wie: Ballett, Kinderchor, Jugendmusikschule usw. Es seien genügend Fälle bekannt, wo die Freizeit der Kinder bis ins letzte verplant ist. Die Freizeitaktivitäten würden danach ausgesucht, was für Kinder gut sei – freilich aus dem Blickwinkel der Erwachsenen.

Eine andere Art von Leistungsdruck erzeuge das in vielen Familien bestehende Belohnungs- bzw. Bestrafungssystem. Eltern, Großeltern und Verwandte belohnen gute schulische, sportliche, musikalische und andere Leistungen mit Geld, wobei oft ein genau ausgeklügeltes Prämiensystem zugrunde läge. Schlechtere Leistungen würden prozentual weniger oder überhaupt nicht honoriert. Viele Erwachsene erkaufte sich damit im wahrsten Sinne des Wortes die Zuneigung ihrer Kin-

der und beruhigten ihr eigenes Gewissen, nicht von sich aus mehr Zeit und Zuwendung eingebracht zu haben.

Die drei großen Z der Liebe habe ich sie immer wieder genannt: Zeit, Zuwendung, Zärtlichkeit. Sie sind das Lebenselixier, das den Kindern die nötige Geborgenheit gibt – die wir im Grunde alle brauchen. Unser Bedürfnis nach Geborgenheit zeugt lebenslang davon, daß wir innerlich Kinder bleiben. Jeder von uns braucht bedingungs- und rückhaltlose Liebe, braucht einen Halt und ein Zuhause.

Übrigens darf nicht der Eindruck entstehen, als ob die Einzelkindfamilie generell und grundsätzlich keine Geborgenheit vermittelte. Im Gegenteil birgt sie ja oft die Gefahr der Überbehütung. Befragungen haben ergeben, daß dies zu einer höheren Bewertung der selbsterfahrenen Familienbildung führt. Die eigene Familie wird von den Einzelkindern besser bewertet als von Kindern aus Mehrkinderfamilien.

Allerdings empfinden Einzelkinder die Tatsache, daß sie keine Geschwister haben, überwiegend als Nachteil. Die Behütung ersetzt den Austausch also offenbar nicht. Auch erleben die Einzelkinder sich trotz Verwöhnung, elterlicher Zuwendung und Überbehütung häufig als benachteiligt und unterlegen. Dies gilt sogar im Erwachsenenalter, zum Beispiel wenn ein Ehepartner den Kontakt mit seiner Verwandtschaft pflegt, den der andere entbehrt. Um diesen Fall deutlich zu machen, sei hier die mir in der Praxis vorgetragene Geschichte von Inge und Hannes berichtet. Sie sind seit zwei Jahren verheiratet und haben eine kleine Tochter von anderthalb Jahren. Sie wohnen in einer hübschen Dreizimmerwohnung, verfügen über ein durchschnittliches Einkommen und

könnten glücklich und zufrieden sein. Aber das sind sie nicht, denn da ist ein Problem, mit dem sie nicht fertig werden: die lieben Verwandten.

Hannes ist als Einzelkind aufgewachsen. Inge kommt aus einer kinderreichen Familie. Sie war die älteste von sechs Geschwistern und hängt sehr an ihrer Familie, die sie auch häufig besucht. Es macht ihr gar nichts, wenn plötzlich am Samstag sechs Leute an der Wohnungstür stehen und fröhlich Einlaß begehren. Sie kocht, bewirtet und verwöhnt sie und fühlt sich dabei auch noch pudelwohl. Abends kann es ihr nicht lange genug gehen, und sie lädt ihre Lieben mit überzeugender Herzlichkeit zum Bleiben ein, denn zu so später Stunde kann man sie ja nicht mehr nach Hause schicken. Wenn sie am nächsten Tag nach ausgedehntem Frühstück alle wieder verabschiedet sind, ist es Mittag. Danach muß die Wohnung in Ordnung gebracht werden, und dann ist der Sonntag auch schon fast herum. Hannes hat eigentlich nichts gegen seine Verwandten, aber nach und nach findet er doch Haare in der Suppe. Tante Emma redet zu viel, Fritz schnarcht zu laut, bei der Schwiegermutter stören ihn die schlecht gefärbten Haare und beim Schwager das Herumstreuseln mit dem Pfeifentabak. Er sagt es seiner Frau, aber sie überhört den leicht gereizten Unterton. Sie versucht zu verteidigen, meint, er sei kleinlich und gönne ihr die Freude nicht. Vielleicht sei er auch nur eifersüchtig, weil er eben nur noch seine Mutter habe. Aber diese sei doch auch jedes Jahr wochenlang bei ihnen zu Besuch.

Hannes versucht, seine Frau zu verstehen, aber es fällt ihm von Mal zu Mal schwerer. Außerdem vermag er nicht einzusehen, daß er das Loch, das die liebe Ver-

wandschaft in das Familienbudget reißt, aus seinen Ersparnissen und seiner täglichen Arbeit stopfen soll. „Dann können sie wenigstens die Getränke mitbringen“, meint er. Inge ist fassungslos. Wie kann man nur so geizig sein? Schließlich trinken sie doch auch mit und haben mit den Gästen zusammen einen fröhlichen Abend.

Aber die Lage spitzt sich immer weiter zu. Beim letzten Besuch bekommt Hannes schon gleich nach dem Essen unerträgliche Kopfschmerzen und muß sich zurückziehen. Auch eine Schmerztablette kann den Zustand nicht bessern, und er bleibt das ganze Wochenende über im Bett.

Inge findet ihren Mann rücksichtslos. Schließlich hätte er sich der Gäste wegen ein bißchen zusammennehmen können. Die ahnen nichts von dem Unheil, das sie anrichten. Hannes ist die ganze folgende Woche über mürrisch und redet kaum mit seiner Frau. Er hat keine Lust mehr, mit dem Kind zu spielen, und mag am liebsten niemanden mehr sehen. Auch im Bett will es nicht mehr so recht etwas werden mit den beiden. Er dreht sich immer gleich um und schläft ein, und das alles wegen der lieben Verwandten.

Hier taucht ein Problem auf, das Ehepartner, die in verschiedenen großen Geschwisterkreisen aufgewachsen sind, häufig voneinander trennt. Der eine ist Geselligkeit, munteren Austausch und lebhaften Betrieb gewohnt und kann ohne ihn nicht leben. Der andere, das Einzelkind, hält es gut allein aus, hat gelernt, sich mit sich selbst zu beschäftigen, und fühlt sich durch ständige Gesellschaft leicht überfordert. Der eine kann nicht verstehen, warum es bei dem andern so ganz anders ist.

Allein kommen sie meistens gut miteinander aus, aber sobald Fremde da sind, hat der eine schnell Kontakt, und der andere blickt mürrisch und scheel aus der Wäsche. Im Grunde ist Hannes ein wenig neidisch auf die lebendigen Gespräche, die ungezwungenen Kontakte und das gute Verstehen, das ihm schwerfällt. Er lebt nicht so sehr nach außen, seine sozialen Energien haben sich nach innen gewandt. Er findet dann seine Frau oberflächlich, ihr Gerede leichtfertig und schnellzüngig. Mitunter gibt er einen wichtigen Beitrag zum Gespräch, ehe er den Mund für die nächste Stunde oder den Rest des Abends schließt. Hannes ist das typische Einzelkind und leidet beträchtlich, was Inge leider übersieht, weil sie es nicht nachfühlen kann.

Wieder einmal setzt sich die Einsamkeit fort, die das Einzelkind in ungezählten Stunden auch in seiner Kindheit schon erfahren hat.

Muß das Einzelkind unter der Gruppe, muß das Kind überhaupt unter der Gesellschaft leiden? Zum Glück gibt es auch erfolgreiche Proteste. Beispielsweise eine Figur wie Pippi Langstrumpf, die schon Erich Kästner eine Revolution gegen den „Dilettantismus, die Tantenhaftigkeit, die Kitschsucht“ genannt hat. Pippi ist das sich selbst erziehende Superkind. Es trotzt jeder Erziehung und wird zum Symbol des genialen, originellen und triumphierenden Prinzips Kind unter uns und vor allem mitten in uns.

Das einsame Kind in uns selbst

Die erwachsene Zivilisation ist ihres Erwachsenseins müde. Sie zweifelt an sich selbst. Die Zeichen mehren sich, daß Überdruß und Übermut zu Selbstaggression, ja zum kollektiven Selbstmord, zur Selbstvernichtung führen können.

Die Erneuerung unseres Lebens und unserer Welt kann nur aus der Unmittelbarkeit des Kindes kommen. Dieses Kind lebt in uns selbst. Jeder Mensch hat es in sich – der eine offener, der andere verdeckter. Es wiederzuerwecken und damit Lebensmut und Überlebenskraft zu stärken ist vielleicht die größte Chance inmitten der Einzelkindgesellschaft. Das Kind in uns darf nicht sterben, wenn unser Leben nicht saft- und kraft-, herz- und lieblos werden und wenn unsere Kultur einen neuen Sinn und eine neue Hoffnung bekommen soll.

Andere Völker lehren es uns, und das gehört zu den größten Reizen des Reisens. Alle Völker, die der Natur näher geblieben sind, haben etwas Kindliches. Wer die Südhalkugel bereist, stößt auf Menschen, die uns wohl-tuend kindlich anmuten: Singen und Tanz, Lachen und Spiel ziehen uns in ihren Bann, geben dem Leben der Menschen Fülle und Glanz und verbinden Erwachsensein und Kindheit auf beglückende Weise. Die höher entwickelten Zivilisationen der kälteren Zonen der Erde haben diesen Glanz längst verloren, sind auf eine triste, graue und freudlose Weise erwachsen geworden, regeln lieblos und nüchtern ihre Probleme, ohne sie deshalb zu lösen, und verlieren nie die Sehnsucht nach jenen kindlichen Gefilden der Menschheit. Manche Ausstei-

ger – wie etwa der unsterbliche Gauguin – kehren tatsächlich in diese Gefilde zurück; andere dagegen nur zeitweilig durch Reisen oder in ihren Träumen. Die Tristesse unseres Alltags, die langweilige Erwachsenenheit unseres Umgangs und eben diese Sehnsüchte beweisen, daß wir uns in unserem Erwachsensein nicht wohl fühlen.

Kinder bringen Leben mit sich. Wenn Kinder auf der Bildfläche erscheinen, leuchten die Augen. Es gibt Trubel und Lärm, mitunter Streit und Geschrei, sicher aber Leuchten und Glanz. Der Lebensrhythmus wird dichter, intensiver, erfüllter. Je rückläufiger die Kinderzahlen in einer Gesellschaft sind, je mehr also der Erwachsene dominiert, um so grauer, langweiliger und nüchterner wird das Leben. Sachlich, zweckentsprechend, ordentlich und korrekt richten wir unsere Welt ein, und wenn sie fertig ist – was den Sinn von vollendet und erledigt haben kann –, bemerken wir, daß etwas fehlt. Unserer gesamten Welt fehlt etwas: Es ist das Herzklopfen, das Wangenglühen, das Augenstrahlen, das leichtfüßige Hüpfen, das Lachen und Jubeln, die sinnlich erlebte Sinnhaftigkeit und das intensiv verspürte Gefühl, daß das Leben dicht ist, daß der Puls schlägt: die Lust zu leben und die Gewißheit, daß das Leben sich lohnt.

Wer durch unsere Wohnquartiere geht, gewinnt den Eindruck: Die Menschen werden früher alt; sie sind ernst, mürrisch und ohne Hoffnung. Ganz anders in Städten, die überquellen von Kindern, in denen sich das Leben von jung und alt gemeinsam auf der Straße abspielt und wo Kinder die Stimmung prägen mit dem Ausdruck ihrer Vitalität. Die Erwachsenen scheinen davon angesteckt zu werden; sie lachen häufiger, als es Erwachsene sonst tun.

Forscher haben herausgefunden, daß Erwachsene im Durchschnitt 15mal am Tag lachen oder lächeln – Kinder tun dies im Durchschnitt 180mal!

Viel wird über den Verlust an Hoffnung, Sinn und Mut zur Zukunft gesprochen. Aber der Sinn des Lebens kehrt nicht über die Reflexion, über neue geistige Sinn-deutung in die Welt zurück, sondern er springt uns aus dem Lachen eines Kindes an.

Das Kind verkörpert in sich auf ansteckende Weise Lebensmut, Freude und Zuversicht auf eine Art, der man sich nicht entziehen kann. Gäbe es mehr Kinder unter uns und mehr vom Kind in uns, so wäre das Sinnproblem der Welt auf eine leichte, ja unmerkliche, aber dennoch wirksame Weise gelöst. So aber nimmt die Zahl der Depressionen in unseren Praxen und Kliniken zu. Gleichmut und Resignation, Verdrossenheit und unterschwellige Aggressivität überschatten den Alltag und machen aus ihm das bekannte graue Einerlei, bei dem sich Anfang und Ende nicht unterscheiden, sich keine leuchtenden Ziele mehr konturieren und die Zukunft nicht mehr die Lebensdimension ist, in die hineinzuwachsen sich lohnt. Kind sein bedeutet Spontaneität und Unberechenbarkeit, Kreativität und Erneuerung, ja Umsturz und Neuanfang.

Dies sind Risikofaktoren, denen gegenüber jede nach Perfektion strebende gesellschaftliche Organisation sich konträr verhält, die sie nach Möglichkeit einzugrenzen und aufzuheben versucht. Darum ist für Kinder kein Platz. Unsere Lebenspläne im großen wie im kleinen lassen sie nicht zu.

Besonders der Mann scheint mit dem Kind in sich Probleme zu haben. Es drängt sozusagen vergeblich nach außen, wie Eugen Roth es so schön begründet hat:

Bekanntlich kommt das Kind im Weib
durch das Gebären aus dem Leib.
Da aber sich das Kind im Mann
nicht solcherart entfernen kann,
ist es begreiflich, daß es bleibt
und ewig in ihm lebt und liebt.

Das kann – ebenfalls nach Eugen Roth – allerdings
auch schlimme Folgen annehmen:

Dem Kinde, wie's auch heult und stöhnt,
wird wohl die Flasche abgewöhnt.
Jedoch das ewige Kind im Mann
gewöhnt sie sich dann wieder an.

Daß Väter mit Eisenbahnen spielen, hat den einfachen
Grund, daß sie nicht Eisenbahnen gebären können –
während es offenkundig ist, daß und warum Frauen
nicht mehr mit Puppen spielen.

Dies ist natürlich nur bedingt ernst zu nehmen, denn
auch Frauen behalten genug Kindliches. Große Begei-
sterung an kleinen Freuden, Rhythmus, Spiel und Tanz,
Schmücken und Schönmachen, Probieren und Experi-
mentieren scheinen ihnen oft mehr zu liegen und lockerer
von der Hand zu gehen als den allzuoft ernsten und all-
tagsgrauen Männern. Ist nicht auch die Freude an bunter
Kleidung, hat nicht der große Aufwand an Mode und
Kosmetik etwas rührend Kindliches?

Bei Männern scheinen es mehr die Hobbys zu sein,
in denen das Kind weiterlebt oder wiederaufersteht:
Nicht nur die Eisenbahn, sondern auch das Fliegen und
Segeln, Jagen oder Fischen, Surfen oder Skaten erfüllt

meistens Kinderwünsche. Ganz extrem ist dies bei den Indianer-Clubs, den Modellbastlern, den Weltumseglern oder den Höhlenforschern der Fall: Sie zeugen von der Gültigkeit des biogenetischen Grundgesetzes, wonach der Mensch die Entwicklungsstufen der Stammesgeschichte in seiner Entwicklung noch einmal wiederholt. Hier hat sich also die Kinderphase der Menschheit bewahrt und lebt in atavistischen Neigungen fort: Kinder erleben in ihrer Entwicklung die Vor- und Frühgeschichte der Menschheit noch einmal, sind Nomaden und Höhlenmenschen, Jäger und Fischer, Welteroberer und Helden.

Wir kennen Menschen, von denen wir sagen: Er ist ein Kind geblieben – Menschen, die sich aus kleinem Anlaß freuen können, die gern mit anderen in Berührung kommen, auch einmal etwas Ungewöhnliches und Überraschendes tun, die Neugier und Unternehmungsgeist behalten haben, Antrieb, Hoffnung und Spaß. Ein Kind hat es an sich, daß es das Leben noch positiv sieht, noch nicht enttäuscht, resigniert und verbittert ist, daß es rasch hintereinander auf die Erde fallen und wieder auf die Beine springen kann, schnell vergißt und schnell neue Vorsätze faßt. Die Lebensrhythmen verlaufen frischer, die Reaktionen schneller, die Wahrnehmungen bleiben unbefangener. Wenn der Druck der Verhältnisse übermächtig zu werden droht, reagiert das Kind in uns mit Protest und Weigerung. Es läßt sich nicht versklaven. Das Kind in uns ist Künstler und Revolutionär zugleich: Es produziert dauernd neue Einfälle und wagt, sie kreativ und experimentell zu verwirklichen. Es ist aber auch bereit zum ständigen Protest gegen Unterdrückung, Verplanung, Streß und Überforderung. Es

kämpft um die reine Lebenslust und ist damit ein wichtiger Bundesgenosse des Menschen im Kampf ums Überleben überhaupt.

Das Kind in uns ist die Wurzel alles Künftigen, die Basis für das Leben, das sich darauf aufbaut. Die Kindheit ist die wichtigste Phase der menschlichen Entwicklung überhaupt. Und – vergessen wir das nicht – für die meisten die schönste, verklärteste, begehrteste Zeit des Lebens, der sie nachtrauern, die sie mit Erinnerungsträumen vergolden und um die sie nachwachsende Generationen beneiden.

Was macht die Faszination der Kindheit aus? Nur die vermeintliche Unschuld und Schönheit, die Sorglosigkeit und Verspieltheit, das Glück der Tage, die ungemessen und endlos zu sein scheinen? Ich meine, dies reicht nicht aus, den Zauber zu erklären, den wir mit der Kindheit – der eigenen, aber auch der fremden – zu verbinden pflegen. Kindsein enthält mehr: kühne Träume und unerfüllte Wünsche, abenteuerliche Entdeckungen, großen Jubel über kleine Dinge, verrückte Einfälle, wilde Streiche, lähmende Ängste vor dem Ertrinken – nie wieder klopft das Herz so hoch, schallt der Jubel so laut, bricht sich der Schmerz so hemmungslos Bahn in Geschrei und Tränen. Kindsein heißt intensiv und kreativ, heißt original und emotional, heißt existentiell und essentiell leben, also so, wie der Mensch eigentlich leben sollte: „So ihr nicht werdet wie die Kinder, werdet ihr nicht in das Reich Gottes kommen“, heißt das Bekenntnis des großen Kinderfreundes, der selbst als Zwölfjähriger im Tempel die Schriftgelehrten mit seiner Weisheit erschreckte. Insofern ist das Kind gleichsam die geniale Instanz in uns. Und nicht zufäl-

lig ist auch immer wieder auf die Verwandtschaft von Kindheit und Genie hingewiesen worden – zum Beispiel von Arthur Schopenhauer:

„Worauf nun die Ähnlichkeit des Kindesalters mit dem Genie beruhe, brauche ich kaum noch auszusprechen: Im Überschuß der Erkenntniskräfte über die Bedürfnisse des Willens, und im daraus entspringenden Vorwalten der bloß erkennenden Tätigkeit. Wirklich ist jedes Kind gewissermaßen ein Genie, und jedes Genie gewissermaßen ein Kind. Die Verwandtschaft beider zeigt sich zunächst in der Naivität und erhabenen Einfachheit, welche ein Grundzug des echten Genies ist. (...) Jedes Genie ist schon darum ein großes Kind, weil es in die Welt hineinschaut als in ein Fremdes, ein Schauspiel, daher mit rein objektivem Interesse. Demgemäß hat es, so wenig wie das Kind, jene trockene Ernsthaftigkeit der Gewöhnlichen, als welche, keines andern als des subjektiven Interesses fähig, in den Dingen immer bloß Motive für ihr Tun sehn. Wer nicht zeitlebens gewissermaßen ein großes Kind bleibt, sondern ein ernsthafter, nüchterner, durchweg gesetzter und vernünftiger Mann wird, kann ein sehr nützlicher und tüchtiger Bürger dieser Welt sein, nur nimmermehr ein Genie.“

Auch von Mozart wie von Goethe hat es übrigens immer wieder geheißen, sie seien lebenslang Kinder geblieben. Und um einen letzten Vergleich aus einem kaum bekannten Brief zu zitieren, gebe ich dem Fürsten Pückler das Wort, der an seinen todgeweihten Freund Heinrich Heine in seiner Pariser „Matratzengruft“ schrieb: „Wissen Sie, worin unsere Ähnlichkeit bei so großer Verschiedenheit des Genies besteht? Darin, daß wir beide hundert Jahre alt werden können, und dennoch

immer Kinder bleiben werden. Diese ewige Kindheit ist eine Größe, und vielleicht die beste Garantie für eine Zukunft nach dem Leben. Wir müssen woanders fertig werden, denn hier auf diesem Planeten verstehen wir nicht, unsere Sachen zu führen im Interesse des Tages und des Marktes. Wir möchten es wohl zuweilen, aber eine Seifenblase, eine Ironie, ein lächelnder Stolz kommt dazwischen, und nachdem wir mit Leichtigkeit drei Viertel des Erstrebten gewonnen, werfen wir mit noch größerem Vergnügen das Ganze zum Fenster hinaus, wie die Kinder ihr Spielwerk, um ein neues zu ergreifen.“

Und dieser Vorzug des genialen Kindes oder – wenn man es umgekehrt will – der kindlichen Genialität bleibt unserer Welt auch ohne Rücksicht auf die Vielzahl oder die quantitative Rarität von Kindern offen. Hier haben auch und gerade Einzelkinder ihre Chance, von denen Angelini schreibt, daß „ihre Leistungsmotivation größer sei“ und J. Blake in „The Only Child in America“, daß sie „mehr Aufstiegsstreben, eine bessere Verbalisierungsfähigkeit und darum auch höhere akademische Erfolge verzeichnen können.“ Nun, dies muß nicht Genialität, Innovationen und damit neue Hoffnungen für das Überleben der Menschheit beinhalten, aber vielleicht eine Andeutung davon. „Die einzige Rückkehr, die möglich ist, ist die zur Schöpferkraft des Kindes“, sagte schon Friedrich Dürrenmatt.

Auf alle Fälle bezeugt es den Vorrang der Qualität vor der Quantität – nur dürfen die Skeptiker nicht recht behalten, die uns nach der Einzelkindgesellschaft schließlich auch noch eine kinderlose oder nahezu kinderlose Gesellschaft prophezeien.

Die kinderlose Gesellschaft?

Der schon zitierte Verhaltensforscher Irenäus Eibl-Eibesfeldt warnte in einem Fernsehinterview mit bewegenden Worten vor einer solchen Entwicklung: „Eine kinderlose Gesellschaft wird eine herzlose – nicht nur das Kind wächst unter unserer Wärme – auch wir brauchen und erfahren die des Kindes.“

Manches Kind verdankt seine Entstehung dem Wunsch, ein menschliches Wesen lieben und versorgen zu können und dafür Liebe und Dank zu ernten. Wir geben Wärme und wärmen uns damit auch selbst. Je unpersönlicher und anonym, je mehr unsere Welt von Glas, Stahl und Beton gezeichnet ist, um so größer wird das heimliche Verlangen nach Geborgenheit und Wärme. Unsere tödlichste Einsamkeit und größte Angst kommt aus dem Mangel an Austausch, Bestätigung und Erwidern.

Um so erstaunlicher bleibt es, daß die Zahl der Eltern, die kein Kind haben und auch keins wollen, offenbar ständig steigt. Die Statistik gibt hier keine endgültige Auskunft. Unter den mehr als zehn Prozent kinderlosen Ehepaaren sind nämlich auch viele, die sich besonders leidenschaftlich ein Kind wünschen und in vielen Fällen eins adoptieren wollen.

Umgekehrt gibt es natürlich auch Eltern, die eigentlich kein Kind wollten, aber widerwillig – weil die Natur so spielte – eins akzeptieren mußten. Aber die meisten der Kinderlosen – nehmen wir an, etwa zehn Prozent mit langsam wachsender Tendenz – möchten kinderlos sein und bleiben.

Hier spielt die Angst um den Arbeitsplatz eine nicht geringe Rolle, aus diesem Grund hat sich in den neuen Bundesländern die Zahl der kinderlosen Ehen in drei Jahren mehr als verdoppelt. Weitere Gründe sind wohl auch die wachsenden finanziellen Sorgen, das höhere Risiko der Scheidung, die ungewissen Zukunftsaussichten im Individuellen wie im Blick auf die politische Welt- und die ökologische Umweltsituation, vielleicht aber auch die Abnahme von Mütterlichkeit und Väterlichkeit.

Niemand kann sagen, ob es sich bei der bis jetzt zu verzeichnenden und allerdings anhaltenden Tendenz um eine langfristige Entwicklung oder nur um temporäre Reaktionen kindermüder Partner handelt.

Es wäre auch nicht beängstigend, wenn viele Paare aus den genannten Gründen lieber kein Kind möchten. Wahrscheinlich wäre der Ausgleich am anderen Ende der Statistik sogar wünschenswerter: Daß Eltern, die eine glückliche Ehe führen und sich zur Kinderaufzucht und -erziehung berufen und befähigt fühlen, vom Staat in die Lage versetzt werden, eine möglichst große Zahl von Kindern ins Leben zu setzen und großzuziehen. Natürlich müßte die Belastung – wirksamer als durch den heutigen Familienlastenausgleich – über die Steuer ausgeglichen werden: Alleinstehende und Kinderlose müßten mehr Steuern zahlen und die Kindergelder müßten drastisch erhöht werden. Statt dessen werden sie im Zuge immer neuer Sparmaßnahmen gesenkt. Daran kann man mühelos den wirklichen Grad der Kinderfreundlichkeit in unserem Land ablesen.

Deshalb ist auch zu befürchten, daß diese Entwicklung einseitig bleibt: Reduzierung des Kindergeldes bis auf null ohne gleichzeitigen Kinderwunsch bei Men-

schen, die Kinder lieben und auch gern für Kinder sorgen möchten. Aber ist das nicht ein Armutszeugnis für eine Gesellschaft, die noch dazu ständig über den Mangel an Kindern klagt, wenn sie im Grunde die Kinderlosigkeit belohnt – jedenfalls materiell – und dabei die seelische Verarmung und das Angewiesensein auf Pflegepersonal im Alter zuläßt? Verrückter geht es eigentlich kaum. Und was an Familienförderung in unserem Lande ausbleibt und damit zur Förderung der Kinderlosigkeit führt, muß zwangsläufig später in Aufwendungen für die Pflegeversicherung gesteckt werden. Wer sich darüber – verständlicherweise – aufregt, sollte sich – gerechterweise – auch über die kurzfristig-nutznießerische Haltung der freiwillig Kinderlosen entrichten.

Ob das Ganze System hat oder der reine Widersinn ist, mag höhere politische Vernunft beurteilen – pädagogisch wie familienpolitisch und auch menschlich wäre es bedauerlich, wenn diese Tendenz anhielte.

Eins ist sicher: Kinder binden, machen abhängig, verbinden aber auch und geben Leben, Wärme und Heimat. Aber die Werte auf diesem Ende der Skala – Wärme, Heimat, Geborgenheit, Liebe, Bindung, Nähe – nehmen immer mehr ab zugunsten der Werte am anderen Ende der Skala: Freiheit, Selbstverwirklichung, Unabhängigkeit, Ungebundenheit, Beweglichkeit und wirtschaftlicher Wohlstand mit möglichst wenig Risiko.

Es scheint eine Gleichung zu geben, wonach die Reduzierung der Bezugspersonen einen Zuwachs an persönlicher Freiheit bedeutet. Aber die Frage ist, ob auf diesem Wege wirklich langfristig die Freiheit – sowohl individuell wie politisch – zu sichern ist.

Die Alternative wäre, daß wir in der Frage der Integration von Ausländern – Aussiedler, Asylsuchende, Flüchtlinge, Gastarbeiter und alle, die gern bei uns wohnen und mit uns leben möchten – großzügiger und toleranter sind. Die Brandzeichen von Hünxe und Hoyerswerda, von Mölln und Solingen, von Rostock und leider noch vielen Orten sprechen eine andere haßerfüllte und intolerante Sprache.

Wir müssen uns entscheiden: Wollen wir wirklich nationale Eigenart, Wahrung des Bevölkerungsbestandes, Weitergabe von Wohlstand und Kultur an eigene Kinder, oder sind wir bereit für die einzige Alternative: nämlich eine durchmischte, aufgelockerte, und – um das abgedroschene und irreführende Fremdwort „multikulturelle“ zu vermeiden – vielfältige Gesellschaft? Nebenbei: Wir haben sie schon immer gehabt, und sie wächst von Tag zu Tag. Wir ziehen Nutzen aus ihr. Was Arbeitswille und Fleiß, Lernfähigkeit und soziale Gesinnung, Hilfsbereitschaft, Nachbarschaftsgeist und nicht zuletzt auch Kinderfreundlichkeit angeht, können wir bei den meisten unserer ausländischen Gäste und Mitbürger noch eine Menge lernen. Darum sollten wir ihnen auch gestatten, unter bestimmten Voraussetzungen und im Laufe der Jahre ihres Hierseins Deutsche zu werden und sie als gleichwertig und gleichberechtigt anerkennen. Wir und sie würden gut dabei fahren.

Eins ist sicher: Wir können ein Mehr an Kindern nicht nur verkraften, sondern wir brauchen sie. Die hohe Zahl der Abtreibungen müßte nicht sein, wenn Eltern und vor allem Mütter für Kinder nicht gestraft, sondern in die Lage versetzt würden, sie ohne Sorge aufzuziehen.

Schließlich werden sie eines Tages auch unsere Altersversorgung garantieren.

Wenn im Augenblick auf drei Erwerbstätige ein Rentner kommt, werden es kurz nach der Jahrhundertwende nur noch zwei und bald danach vielleicht nur noch einer sein. Jeder müßte also mit seiner Arbeitskraft und seinem Einkommen einen Rentner, einen Kranken und Arbeitslosen mit versorgen. Dies kann schneller geschehen, als wir befürchten: Der Anteil der unter 20jährigen, der im Jahr 1970 immerhin noch fast ein Drittel der Bevölkerung betrug, wird sich 50 Jahre später schon halbiert haben. Heute ist jeder fünfte Bewohner der deutschen Wohlstandsrepublik über 60 Jahre alt. In 25 bis 30 Jahren wird es schon jeder dritte sein. Und wenn man die Kinder abzieht, wird jeder zweite Wähler ein Senior vom siebten Lebensjahrzehnt an sein. Dies sollten sich auch die Politiker rechtzeitig klarmachen.

Dabei geht es nicht um das böse Schlagwort „Überalterung“. Wer gönnt den Alten nicht, daß sie lange leben und sich möglichst aktiv, körperlich und geistig fit und jung erhalten? Im Grunde müßte man – was statistisch aufs Gleiche hinausläuft – statt von „Überalterung“ von „Unterjüngung“ sprechen. Es gibt nämlich nicht zu viele Alte, sondern zu wenige Junge.

Dies ist auch eine der Ursachen für die wachsende Versingelung der Gesellschaft. Immer vorsichtiger wird von Ehe und Familie geredet – lieber sagt man stattdessen Partnerschaft.

Und es ist nicht unbezeichnend, daß das letzte Buch von Martin Walser, das gerade erschien, als ich dieses Buch schrieb und das ich nebenbei zur Entspannung las, den vielsagenden Titel trägt „Ohne einander“.

Zugleich aber haben die Beratungsstellen und psychotherapeutischen Praxen einen wachsenden Zulauf, weil die Menschen mit ihrer Bindungslosigkeit und Einsamkeit, ihrer sozialen Angst und ihrem Mißtrauen nicht fertig werden. Der Leiter einer Berliner Telefonseelsorge verzeichnet eine ständige Zunahme fernmündlicher Hilferufe, gerade der Altersgruppe zwischen 30 und 45, und sieht als Grund dafür, daß „die Gesellschaft immer mehr versingelt“. Übrigens seien es zu zwei Dritteln Frauen aus der Mittel- und Oberschicht.

Alleinstehende sind anfälliger für seelische, aber auch körperliche Beschwerden, haben eine geringere Lebenserwartung – offenbar sind wir in der Tiefe unseres Wesens und von unserer Grundausstattung her elementarer und unausweichlicher auf Verbindlichkeit, Kontaktverläßlichkeit, Nestwärme, Gegenseitigkeit und zuverlässige Liebe angewiesen. Ohne sie würde unsere Welt nicht nur älter, sondern eben auch kälter, würde das Leben sich auf die Dauer nicht mehr lohnen. Eine Gesellschaft von lauter dahintreibenden, nicht mehr miteinander verbundenen, vom Lebensbaum abgefallenen Blättern – soll das die Perspektive unserer Gesellschaft sein?

VI. Die Entbindung aus dem Egoismus

Hat die Familie noch Zukunft?

„Totgesagte leben länger.“ Wenn das stimmt, wäre die Frage unserer Kapitelüberschrift rein rhetorisch. Aber ganz so leicht können wir es uns nicht machen, wenn Soziologieprofessoren wie R. Gronemeyer sagen: „Die Familie ist tot. Sie war ein Dach über den Generationen. Die Alten und die Kinder sind die überlebenden Waisen dieser sozialen Katastrophe.“ Und sein Münchner Kollege Ulrich Beck prophezeit, die Familie der Zukunft werde eine „Verhandlungsfamilie auf Zeit“ sein, ein „Zweckbündnis zum geregelten Emotionalitätsaustausch auf Widerruf!“

In der Tat: Wenn jede dritte Ehe geschieden wird – immer noch mit ansteigender Tendenz –, wenn Partner samt vorhandenen Kindern sich zu „Patchworkfamilien“ neu verbinden, so daß Stieffamilien oder so etwas Ähnliches wie Adoptivfamilien entstehen, die sich an den Besuchstagen neu mischen, um sich dann wieder zu trennen, deren Lebensdauer auch nicht vorhersehbar und deren Größe meistens gering ist, so gilt doch: Kinderreiche Ehen werden seltener geschieden. Allerdings hat ihre Zahl sich innerhalb von fünf Jahren ebenfalls verdoppelt, wenn auch nur von ein auf zwei Prozent.

So ist wohl die dringendste Frage im Blick auf die Zukunft die nach Stabilität von Ehe und Familie, die der

Staat im Grundgesetz ja in Artikel VI so ausdrücklich schützen möchte. Geht sie immer weiter verloren?

Dabei erhebt sich die Frage, ob der Scheidungsboom nur ein vorübergehendes Phänomen oder eine lang andauernde Entwicklung ist. Allen Anzeichen nach muß man mit letzterem rechnen. In vergleichbaren Ländern sind Scheidungen genauso häufig oder zum Teil noch häufiger. In Großstädten, in denen sich gesellschaftliche Entwicklungen prototypisch und exemplarisch niederschlagen, wird bei uns schon fast jede zweite Ehe geschieden.

Die Mobilität der Menschen und damit auch die Wandelbarkeit ihrer Gefühle nimmt zu. Die Kontakte am Arbeitsplatz und in der Freizeit, die Aufgeschlossenheit für sexuelle Abenteuer und schnellgeschlossene Partnerschaften – schon in der Jugend vorgeübt – gehört zum gelockerten Sittenkodex. Die Trennung von Arbeits- und Familienort, sicher auch die Berufstätigkeit und Emanzipation der Frau, die höhere Lebenserwartung und die geringen Kinderzahlen – alle diese Faktoren tragen insgesamt zur Lockerung der Bindungen bei und labilisieren die Beziehungen, die schon nicht mehr auf Lebenszeit geschlossen werden. Oft wird erst geheiratet, wenn ein Kind unterwegs ist, um ihm ein Zuhause zu geben und um Steuern zu sparen.

Immerhin wird in den alten Bundesländern ein Siebtel aller Kinder unehelich geboren, in den neuen sogar jedes zweite.

Übrigens bleiben viele von ihnen auch unehelich und außerdem Einzelkinder. Aus diesem Grund muß auch ein Blick auf die Situation des unehelichen Einzelkindes geworfen werden. In aller Regel lebt es ganz bei der

Mutter. Während sich 40 Prozent der geschiedenen Väter nicht um ihr Kind kümmern, sind es bei den unehelichen sogar 60 Prozent. Die uneheliche Halbfamilie ist sozusagen eine, die die Scheidung gar nicht erst nötig, sondern gleichsam vorweggenommen hat; insofern gehört sie in diesen Zusammenhang.

Das uneheliche Kind erschwert natürlich einer Mutter die Eheschließung, und fast nie bewährt sich eine Ehe, wenn das Kind der einzige und wichtigste Grund der Heirat war.

Natürlich hat auch das uneheliche Einzelkind viele der bereits geschilderten Probleme, nun noch verstärkt durch das Schicksal der Vaterlosigkeit und die immer noch nicht in allen Gesellschaftskreisen überwundene moralische Ächtung der ledigen Mutter.

Diese Sonderstellung bringt Mutter wie Kind oft in die Gefahr einer überstarken Bindung. Die Mutter sucht Halt beim Kind, und für das Kind ist sie die einzige Zuflucht. So verliert sich häufig der nötige Abstand, wird die symbiotische Abhängigkeit um so größer. Die Gefahr der Verwöhnung, aber auch eines Wechsels von Anklammerung und Abstoßung ist häufig nachweisbar.

Gerade bei dem bei der alleinstehenden Mutter lebenden Sohn kann eine unterschwellig überreizte erotische Mutterbindung entstehen, die ihn doppelt abhängig macht und eine spätere Partnerfindung noch erschwert. Das gleiche gilt natürlich auch für die in einer Halbfamilie nach der Scheidung heranwachsenden Einzelkinder.

Zur Ehrenrettung der unehelichen Kinder muß man aber auch auf die stattliche Galerie berühmter Namen

hinweisen, die zu ihnen zählten: Karl der Große und Leonardo da Vinci, Casanova und Aretino, Erasmus von Rotterdam und Boccaccio, Anselm von Feuerbach und Friedrich Hebbel, der Verleger Ledig-Rowohlt und Willy Brandt – um nur einige der bekanntesten zu nennen; in der Regel waren sie auch Einzelkinder.

Staat und Kirche haben seit Jahrhunderten im Zeichen der Ehe und Familie gegen die Unehelichkeit ebenso heftig gekämpft wie heute gegen die Scheidung – beides mit bescheidenem Erfolg und – vor allem im zweiten Falle – abnehmenden Erfolgsaussichten.

So wird von den verschiedensten Seiten und mit den widersprüchlichsten Argumenten an Ehe und Familie herumgezerrt. Dennoch wird sie von über 90 Prozent der Menschen irgendwann, und zwar meistens mit großen Hoffnungen, eingegangen. Selten erfüllen sich diese Hoffnungen.

Dem Eheberater bietet sich folgendes Bild: Etwa ein Drittel der Ehen verläuft glücklich, führt also wirklich zu einem lebenslangen Miteinander. Ein zweites Drittel bleibt zwar bestehen, aber beide Partner leben mehr oder weniger nebeneinander. Und ein Drittel geht auseinander und läßt sich scheiden – gerade die Einzelkindpartnerschaften sind in der letzten Gruppe doppelt so häufig wie in den beiden anderen vertreten. Aus diesem Grunde ist die Scheidungsprognose und die grausame Realität des Scheidungsschicksals unter dem Aspekt der Einzelkindgesellschaft von so großer Bedeutung. Beide Prozesse steigern sich gegenseitig: Weil das Scheidungsrisiko so hoch ist, wird das Risiko der Verantwortung für ein Kind oder gar für mehrere doppelt hoch. So erleichtert die geringe Kinderzahl – drei Viertel

aller geschiedenen Ehen sind kinderlos oder haben nur ein Kind – die Scheidung. Und die so leicht gewordene und als Eventualität schon mit eingeplante Scheidung drückt auf die Kinderzahlen – zusätzlich zu den früher genannten anderen Faktoren.

Diese ungünstige Prognose muß in aller Deutlichkeit ausgesprochen werden. Um so weniger ist es verständlich, daß es Institutionen, wie beispielsweise die katholische Kirche, in unserer Gesellschaft gibt, die es gut mit den Menschen meinen und dennoch die große Zahl der vom Scheitern ihrer Beziehungen Betroffenen so wenig unterstützen, ja geradezu ausschließen und exkommunizieren. Um so mehr tragen sie zur Vereinzelung, zur Isolierung der Betroffenen und natürlich auch der Kinder bei.

Vom Ich zum Du

Die Entbindungszahlen in den Geburtskliniken sind gerade deshalb rückläufig, weil die gesellschaftliche Entbindung des Menschen in der Einzelkindgesellschaft so umfassend und nahezu total ist. In der freien, pluralistischen Gesellschaft wird Bindung als Abhängigkeit empfunden und nach Möglichkeit gemieden. Selbstverwirklichung, Lösung aus gewachsenen Abhängigkeiten – wie etwa der klassischen Familie – erscheinen als lohnende Alternativen und sollen die persönliche Freiheit und den Selbstwert erhöhen.

Dies muß man nicht moralisierend sehen, sondern als gesellschaftliche Grundtatsache und Grundtendenz konstatieren: Das einzig Sichere in der menschlichen Gesellschaft und das einzig Berechenbare, was Menschen verbindet, scheint ihr Egoismus zu sein – also genau das, was sie auf lange Sicht am wirksamsten voneinander trennt. Aber mit diesem Egoismus läßt sich rechnen. Auf ihn baut sich mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit die effektivste Wirtschaftsform auf, die wir kennen, die freie und auch soziale Marktwirtschaft. Wer in seinem Verhalten zu anderen Menschen davon ausgeht, daß diese zunächst ihren Vorteil suchen, wird sich selten irren. Jeder, der darum anderen Vorteile verschafft, ihren Egoismus einkalkuliert und befriedigt, wird ihnen willkommen sein, und er kann auch am sichersten auf den Rückfluß von Vorteilen rechnen.

Ein gesunder Egoismus ist nötig. Wenn er wirklich das ursprünglich allen Menschen gemeinsame und vielleicht überhaupt stärkste Motiv des Menschen ist, mit

Sicherheit aber einer der mächtigsten Motoren der kulturellen und wirtschaftlichen Entwicklung, so kann er nicht prinzipiell schlecht sein. Er dient dem Überleben und der Selbsterhaltung, macht wach und tätig, findig und produktiv. Er ist für ein ausgeglichenes Selbstwertgefühl des einzelnen unerlässlich, und seine ungebrochene Potenz stellt eine Triebkraft dar, die für unser Auftreten und Handeln die wichtigste Energie liefert. Reine Nächstenliebe hat oft etwas Asthmatisches und Ätherisches. Wenn sie auf den Kräftezufluß eines gesunden Egoismus verzichten müßte, wäre sie bald verdorrt und vergilbt. Gefährlich wird der Egoismus erst, wenn er schrankenlos wird.

Ein wirklich gesunder Egoismus ist aber so umfassend, daß er weiter und über das Subjekt hinaus denkt: Er bezieht den anderen mit ein, weil er weiß, daß letzten Endes dessen Wohl dem eigenen dient: Nur wenn es dir gutgeht, kann es auch mir gutgehen. Ich kann nur glücklich sein, wenn auch der Partner glücklich ist. Ein guter Staatsmann wird nie das Wohl der eigenen Nation auf Kosten der anderen fördern, sondern immer auf Interessenausgewogenheit und ausgeglichene Machtverhältnisse achten.

Je einseitiger nun Selbstwert und Selbstverwirklichung verfochten werden, um so weniger werden sie langfristig erfüllt. Jeder Verlust an Gebundenheit ist mit einem Verlust an Geborgenheit verbunden. Dies beginnt schon früh: Die Geburt löst uns aus der Geborgenheit des Mutterleibs und stößt uns in die kalte, helle Welt und damit auch in die Isolation. Zurück bleibt neben der Chance wachsender Bewegungsfreiheit die Sehnsucht nach der Geborgenheit und Wärme des Ursprungs. Was

Vereinzelung an Gewinn bedeutet – Aufwertung des einzelnen und Zuwachs an Freiheit –, vermittelt zugleich mehr Unsicherheit und Angst: Wir beginnen zu frösteln. Darum ist Angenommensein so wichtig und bleibt eine lebenslange Grundbedingung einer gesunden seelischen Existenz.

In der Kindheit wird die Grundlage für das Urvertrauen in die Welt gelegt und damit auch für ein stabiles Selbstwertgefühl. Wenn aber Eltern diese Geborgenheit nicht mehr vermitteln, weil sie zu sehr auf die eigene Selbstverwirklichung ausgerichtet sind, wächst unter uns eine Generation von nicht sicher geborgenen und angenommenen und damit von selbstwertschwachen Menschen heran, die um so leichter bereit sind, sich kollektiven „Mutterschößen“ anzuschließen und einzuverleiben: Dies ist sicher ein Entstehungsgrund für Sekten ebenso wie für radikale Gruppen und für deren bedingungslose Gefolgschaft, was man in erschreckendem Maße auch heute wieder beobachten kann.

Zugleich wird der Selbstwert des Heranwachsenden durch ständige Streßimpulse immer aufs neue in Frage gestellt. Kaum ein Kind wächst ohne diesen Überforderungsstreß von Erwartungen der Erwachsenen heran, die zugleich Einschränkung und Vorbehalt bedeuten: „Wenn du nicht artig bist, wirst du es zu spüren bekommen“ – „Wir lieben dich, wenn du schön brav bist“ – „Erst mußt du etwas leisten, dann können wir stolz auf dich sein“ – „Nur wenn du es zu etwas gebracht hast, bist du wer“ und viele ähnliche Botschaften, die uns von Kind an begleiten. Dazu bedarf es nicht mehr der autoritären Methoden von Zwang und Schlägen, Einsperren und Ausgehverbot. Auch Liebesentzug,

Abwendung, zweifelnde oder ironische Bemerkungen wirken sich nachhaltig aus, vielleicht noch mehr und noch negativer als ein richtiges Ausschimpfen oder ein deutlicher Klaps. Ein Kind, das nicht um seiner selbst willen und trotz seiner Fehler und Unarten geliebt wird, sondern sich die Liebe der Eltern verdienen und zitternd fürchten muß, sie jeden Augenblick verlieren zu können, wird verunsichert. Der Selbstwert ist für einen solchen Menschen immer bedroht.

Daraus ergibt sich ein Zustand schwebender Unsicherheit, der einen nicht einfach vertrauen läßt und auf die Dauer neurotisierende Wirkungen hat. Wer sich nicht fallenlassen und nicht darauf verlassen kann, um seiner selbst willen gemocht und geliebt zu werden, muß immer an sich zweifeln und unablässig um seine Achtung und seinen Selbstwert kämpfen.

Und ein riesiger Markt an psychologischen Methoden, Techniken und Therapien dient heute dazu, dem Selbstwert des Menschen auf die Beine zu helfen – mit den vielfältigsten Formen der Selbsterfahrung und Selbstbegegnung, zum Zwecke besserer Selbstbehauptung und Selbstdurchsetzung, Selbsterweiterung und Selbsterleuchtung. Zwischen diesen Polen scheint sich das ganze unerschöpfliche Thema des Selbst mit seinen unzähligen Facetten wie in einem geradezu labyrinthischen Spiegelkabinett selbst zu bespiegeln. Die Gefahr besteht in einer immer einseitigeren Ausrichtung auf ein Selbst, das als isoliertes Gegengewicht gegen die Welt und das Du aufgebaut wird. Die Gefahr ist ein kurz-sichtiger und absolutistischer Selbstverwirklichungskult, mit dem niemandem gedient ist, am wenigsten dem Betroffenen selbst.

Wer sich nur selbst verwirklicht, wird sich selbst zum Maßstab. Wer das eigene Potential, also alle Fähigkeiten, die in ihm liegen, frei entfalten will, wer nicht mehr reglementiert und reguliert, kontrolliert und kultiviert, läßt nicht nur die guten Fähigkeiten wachsen, sondern eben auch Maßlosigkeit, Frechheit, Habgier und Brutalität.

Selbstverwirklichung als Lebensprinzip kommt einer Aufmunterung für eine neue Generation von Egoisten gleich, die sich durch nichts mehr gehalten fühlen. Dabei würde Selbstverwirklichung ja auch – ganz dialektisch – Selbstbegrenzung und Selbstbeherrschung erfordern. Aber diese Dialektik scheint verlorenzugehen. Und so ist, wer diesem Selbstkult folgt, eigentlich nicht zu beneiden. Die Luxusfreiheit der verwöhnten Kinder wird ihr Ende finden.

Dies wird ganz deutlich in dem Kommentar eines der maßgebenden Unternehmensberater und Managementtrainer: Bernd Andersch. Auf die Frage, was den heutigen Studenten den Einstieg in das Berufsleben erschwere, antwortete er:

„Die heutige Studentengeneration hat tatsächlich das Pech, in einer Zeit aufgewachsen zu sein, in der Einzelgängertum und egoistische Selbstverwirklichung als das Maß aller Dinge gepredigt wurden.“ Weiter sagt er, daß gerade dieser Egoismus viele Vorgesetzte schrecke, weil ein solches Denken in heutigen Unternehmen nicht mehr gefragt sei.

Mit dieser Haltung ist also nicht einmal in der modernen Wirtschaft etwas anzufangen oder noch Karriere zu machen. Natürlich wirkt sie sich auf den zwischenmenschlichen Bereich erst recht destruktiv aus. Wie wer-

den die Familien dieser verhinderten Karrieristen aussehen?

Und wie wird unsere Zukunft als freie Gesellschaft aussehen? Wo Freiheit nur noch der Selbstdurchsetzung, der Libertinage und dem Egoismus dient, kann sie sich bald vom Segen zum Fluch entwickeln. Freiheit kann auch bedeuten: Vergiftung, Entzweiung, Maßlosigkeit und Machtmißbrauch, Ausbeutung und Unterdrückung, Überproduktion und Armut, Drogen und Kriminalität, Fanatismus und Radikalismus.

Die Freiheit enthält viele Gefahren. An unserer Bereitschaft zur Bindung, zur inneren Disziplin und zu einer aus dem Glauben entspringenden Verantwortung wird sich die Zukunft unserer Freiheit und auch der Familie als der vielleicht wichtigsten Institution in einer freien Gesellschaft entscheiden.

Heraus aus der Einzelspur!

Eine entscheidende Frage im Blick auf die Zukunft unserer Gesellschaft lautet: Läßt sich der Trend zur Einzelkindgesellschaft umkehren? Immer wieder wird von Familienverbänden und anderen Gruppen oder einzelnen, die sich für die Zukunft unserer Gesellschaft verantwortlich fühlen, die Forderung nach einer wirksameren Familienpolitik erhoben.

Diese Forderungen sind nicht unberechtigt. Man hat errechnet, daß ein Kind heute mit einer sorglosen Kindheit, einem gehobenen Lebensstandard und einer abgeschlossenen Ausbildung die Eltern bis zu einer halben Million kostet und sie von diesen Kosten aus öffentlichen Mitteln allenfalls den fünften Teil erstattet bekommen. Wenn die Gesellschaft ein Interesse daran hat, die Kinderzahlen in den Familien zu erhöhen, muß sie zweifellos auch diesen Anteil erhöhen und das Kinderbekommen wieder attraktiver und lohnender werden lassen.

Aber selbst wenn dieses „Mit-der-Wurst-nach-dem-Schinken-Werfen“ wirklich Erfolg haben sollte: Ist es nicht allzu beschämend, eigentlich berechnend und darum wohl doch wenig aussichtsreich, denn „man merkt die Absicht und ist verstimmt“?

In der Tat läßt sich nachweisen, daß familienpolitische und allein finanzielle Maßnahmen die Kinderzahlen nicht wesentlich erhöhen und vor allem nicht im Durchschnitt der Bevölkerung. Aber was ist damit gemeint, daß sich in sozial weniger verantwortungsvollen, um nicht zu sagen asozialen Schichten die Kinderzahlen erhöhen, während sich der Egoismus, die Bequem-

lichkeit und das Wohlstandsdenken in der konsumorientierten, genußfreudigen Mittelstandsgesellschaft nur weiter vertieft?

Realistisch wird man also nicht damit rechnen dürfen, daß sich der Trend zur Einzelkindgesellschaft umkehrt. Kleine Korrekturen mögen erreichbar sein – im großen ganzen wird man aber mit dieser Tatsache leben müssen.

Dies setzt voraus, daß Eltern, die ein Kind haben und kein weiteres bekommen (wollen oder können), es lernen, die Fehler der Einzelkinderziehung zu vermeiden und dem Einzelkind eine optimale soziale Entwicklung angedeihen zu lassen beziehungsweise zu ermöglichen.

Einer dieser Fehler ist die sogenannte „Verhäuslichung der Kindheit“. Das isolierte Kind wächst mehr oder minder allein in den eigenen vier Wänden auf, amüsiert sich mit Computerspielen oder zappt in über 20 Fernsehprogrammen herum. Das Institut für Rationelle Psychologie in München befragte sieben- bis 14jährige und stellte fest: Für fast zwei Drittel der Kinder war Langeweile das größte Problem. Etwa die Hälfte beklagte, keine Geschwister oder Spielkameraden zu haben. Ein Drittel nannte Kontaktprobleme als besonders belastend.

Daß Mütter sich verstärkt um diese Probleme kümmern, sich den kleinen Einzelkindern besonders zuwenden, löst deren Probleme nicht, sondern vertieft sie eher: Nun kommt nämlich zu den Kontaktproblemen irgendwann noch das der Ablösung hinzu, das besonders schwer wird, wenn man nicht schon als Kind mit den anderen täglich draußen toben konnte. Aber Ablösung ist der entscheidende Schritt aus der Vereinzelung in der

Kleinstfamilie hinaus in die Gruppe und die Großgesellschaft. Nicht alle Einkindfamilien sind so gewollt. Dazu gehört, daß Eltern:

- dem Kind so früh wie möglich soziale Kontakte mit Gleichaltrigen vermitteln. Auch aus diesem Grund ist die immer wieder umstrittene Pflicht zur Bereitstellung von Kindergartenplätzen für jedes Kind zwischen drei und sechs Jahren unbedingt zu fordern und einzuhalten.
- Eltern sollten nicht das kleinste Zimmer zum Kinderzimmer degradieren, sondern das Wohnzimmer als Kinderzimmer verstehen, andere Kinder einladen und das eigene mit den anderen getrost und ohne Rücksicht auf Unordnung oder eventuelle Spuren kindlicher Entfaltung darin spielen lassen. Durch die entsprechende Einrichtung und die Auswahl der Möbel kann man den meisten Schäden vorbeugen.
- Voraussetzung für die Kinderkontakte sind meistens die Bemühungen um gute Beziehung zwischen den Eltern dieser Kinder: Einladungen im geselligen Rahmen, Elterninitiativen, Wohngemeinschaften, Kinderläden, Straßenfeste und ähnliches können diese Kontakte zum Wohle der Kinder fördern.
- Statt das Kind allein in Kindergarten oder Schule zu bringen – wofür in den Städten oft weite Wege zurückzulegen sind –, sollten sich Fahrgemeinschaften zusammentun. Über die dadurch gewonnenen Kontakte hinaus kommt es auch leichter zu den zuvor empfohlenen Eltern- und Kindergemeinschaften.
- Ein einzelnes Kind verleitet Eltern häufig dazu, die Erziehung zu vereinseitigen, oft allzu wichtig oder

auch gerade – neben dem Beruf und dem eigenen Vergnügen – allzu unwichtig zu nehmen. Auch über diese und ähnliche Gefahren sollte man sich austauschen und eventuell Fachleute hinzuziehen, wie sie in den kommunalen oder konfessionellen Erziehungsberatungsstellen bereitstehen. Auch die Einrichtung mobiler Eltern- und Kinderberatungsdienste wäre hier anzuregen.

- Gerade das Einzelkind braucht so etwas wie Pluralität von Kontaktpersonen. Wenn schon die Großeltern in der häufigen Klein- und Kleinstfamilie ausgefallen sind, sind in Wohn- und Nachbarschaftsgemeinschaften die (in Naturgesellschaften übrigens selbstverständlichen) Vielfachkontakte neu zu ermöglichen. Auf diese Weise wird ein Kind nicht nur auf eine oder zwei Bezugspersonen fixiert, sondern kann sie nach Belieben und nach Maßgabe seiner Entwicklung ergänzen, vervielfachen oder notfalls auch austauschen. Nicht immer sind die biologischen Bezugspersonen auch die besten pädagogischen.
- Kinderhorte, Tagesstätten, Ganztagschulen, öffentlich geförderte Kinder- und Jugendhäuser sind kontaktbildende Basen, von denen es in unserer Gesellschaft bei weitem nicht genug gibt. Was in den neuen Bundesländern am meisten beklagt wird, ist der allmähliche Verfall und die wegfallende Finanzierung ebendieser Begegnungsstätten, die einen erheblichen Anteil an der Sozialerziehung und Kontaktfindung besaßen und im Hinblick auf die Zukunft besitzen sollten.
- Und schließlich ist unser gesamtes Bildungsprogramm darauf zu überprüfen, ob nicht allzu einsei-

tig individuelle Karriere, Einzelintelligenz und Ellenbogenenergien in der Vorbereitung auf die Wettbewerbsgesellschaft gefördert werden. Statt dessen müßten Charakterbildung, Sozialerziehung, Erlernen und Erproben von Kommunikation und Partnerschaft, ethisches Handeln und mitmenschliches Verhalten zu den führenden Prioritäten des Bildungskanons in einer Gesellschaft werden, die sich auf ihre zivilisatorische Hochentwicklung viel zugute hält und in der dennoch die Menschen an den wesentlichsten Punkten ihrer menschlichen Existenz, nämlich ihrer Liebes- und Bindungsfähigkeit, zu verkümmern drohen.

Diese Entwicklung muß nicht nur gestoppt, sondern nachdrücklich auf den genau entgegengesetzten Kurs gebracht werden.

Natürlich wäre auch eine allmähliche Vergrößerung der Kinderzahlen der modernen Familie wünschenswert. Aber dies ist immer noch die Sache der Familie und hier insbesondere der Frau. Und wenn man die Entscheidung der Frau, der sich mehr und mehr und in erfreulicher Weise auch die Berufswelt eröffnet hat, beeinflussen will, so kann dies nicht durch Bestechungsversuche mit Geld, sondern allenfalls dadurch geschehen, daß für die künftige Zahl der Kinder ein menschenwürdiges und für die Zukunft aussichtsreiches Wachstums- und Entwicklungsklima entwickelt wird.

Wenn dies erreicht ist, darf man Eltern und vor allem Frauen getrost auch Mut zu weiteren Kindern machen. Denn die Beschränkung auf ein Kind macht nicht unbedingt glücklicher. Es stimmt nicht, daß ein Kind

leichter zu erziehen ist und mehr Zeit und Freiheit bedeutet als zwei, die die meiste Zeit miteinander verbringen und sich aufeinander beziehen können. Auch die Kosten verdoppeln sich nicht einfach, aber die Beziehungen sind weniger in Gefahr, zu einem Gefühlsclinch auszuarten. Die Zentralrolle mit der Gefahr der Vergötterung und Verwöhnung des Kindes oder gar der Tyrannei durch das Kind wird reduziert, wenn mehrere Kinder da sind.

Was für die Gesellschaft wünschenswert wäre, kann allerdings kein Politiker und kein Psychologe, kein Bevölkerungstheoretiker oder Soziologe dem einzelnen vorwegnehmen. Dazu sind die Menschen und die Verhältnisse glücklicherweise viel zu individuell und vielgestaltig.

Mütter von Einzelkindern wissen dies auch und achten oft besonders darauf, daß ihr Liebling eben nicht zu einem „typischen Einzelkind“ heranwächst, indem sie ihm frühzeitig soziale Kontakte vermitteln, Freunde einladen, sich mit anderen Eltern zusammentun, gemeinsam für Kindergartenplätze kämpfen oder eigene Kinderläden eröffnen und aufmerksam auf die Gefahren achten, die aus der so schwer kontrollierbaren Welt der Freizeitindustrie, der Medien und insbesondere des Fernsehens auf ihr Kind einwirken. Jede der geschilderten Gefahren läßt sich durch entsprechend aufmerksames Gegensteuern vermeiden und überwinden. Dies setzt aber einen hohen Bewußtseinsgrad, eine ständige Wachheit und die immer neue Bemühung um den Aufbau einer Kommunikationsstruktur in unserer Gesellschaft voraus, die die längst nicht mehr vorhandene Großfamilie beziehungsweise Mehrgenerationeneinheit ersetzen,

ja vielleicht sogar übertreffen kann. In dieser – allerdings nicht leicht zu lösenden – Aufgabe läge dann auch eine reale Zukunftschance der Einzelkindgesellschaft.

Zweifellos ist die Einzelkindentwicklung ein Krisensymptom. Aber jede Krise hat zwei Seiten – sie ist Gefahr und Chance zugleich.

Wer – nach vielleicht pessimistisch anmutenden Überlegungen im ersten Teil unseres Buches – darin nur Schrumpfungsprozesse erkennen kann, dem sei als Ermutigung gesagt: Bevölkerungsreduktion ist weltweit nötig, und die Flexibilisierung und Konzentrierung der Intimgruppe Familie hat auch positive Seiten.

Wenn es gelingt, die unübersehbaren Gefahren rechtzeitig zu erkennen und zu überwinden – als da sind: Konsumabhängigkeit und Verwöhnung, Narzißmus und Egoismus, Isolation und Kontaktarmut –, so kann die künftige Gesellschaft sich um so stärker auf die positiven Entwicklungsansätze stützen: stärkere individuelle Förderung, intellektuelle und sprachliche Entwicklung, Kultur der Persönlichkeit und stabiles Selbstvertrauen. Die Kraft, die daraus erwächst, kann zur Überwindung der meisten gegenwärtigen Krisen und zur Stärkung einer neuen Zukunftszuversicht beitragen, auf die wir alle dringend angewiesen sind. Dahin sollten sich Erziehung und Sozialisation des Einzelkindes wie auch der mit den Symptomen von Einzelkindern heranwachsenden Geschwisterkinder in labilen Familien richten. Positive Grundeinstellungen schaffen positive Tatsachen, Hoffnung auf die Zukunft hilft, diese zu meistern.

Nicht die agrarischen Großfamilien von gestern oder der Dritten und Vierten Welt von heute geben uns Muster für die Zukunft an die Hand. Im Gegenteil: Sie be-

drohen mit ihrer Bevölkerungsflut unsere Zukunft. Wenn nicht die nachwuchsreichen Völker sich die Entwicklung zur Einzelkindgesellschaft zum Vorbild nehmen, wird die Menschheit um ihren Bestand ringen müssen, denn niemand wird für diese Massen genügend Nahrung produzieren können. Nein: Der Trend hat bei allen Gefahren seine innere Zwangsläufigkeit, und wir dürfen ihn getrost bejahen und ihm folgen oder besser: Wir dürfen uns mit geschärftem Bewußtsein und wacher Aufmerksamkeit gegenüber den Krisensymptomen an seine Spitze setzen.

Warum die Familie unersetzlich ist

Der Leiter des Deutschen Jugendinstituts in München, Professor Hans Bertram, betrachtet die Familie von heute als eine Art „Zwischenstopp“. Sie leide unter „einer Schwäche sozialer Lebenszusammenhänge infolge zunehmender Individualisierung; die Einbindung in familiäre Netze nimmt ab, und immer mehr Menschen suchen nach außerfamiliären Lebensformen.“

Dafür spricht vieles: Die explosiv gewachsenen Scheidungsziffern, das lange Zögern junger Leute zu heiraten, die rapide gewachsene Zahl der freien Partnerschaften von Menschen, die in Single-Haushalten leben, die in den Großstädten schon mehr als die Hälfte aller Haushalte bilden.

Und dennoch gibt es auch Tatsachen, die dagegen stehen: Mehr als 90 Prozent der Menschen heiraten in unserer Gesellschaft und wollen Familien gründen. Über 70 Prozent – in den USA sind es sogar nahezu 80 Prozent – der jungen Mädchen ziehen eine Familie der beruflichen Karriere vor. Und auch wenn sich die großen Hoffnungen mit dem Traum der Hochzeit, die immer häufiger wieder in Weiß und in der Kirche gefeiert wird, nicht erfüllen: Drei Viertel aller Geschiedenen heiraten bereits innerhalb von drei Jahren nach der Scheidung erneut.

So gesehen ist die Scheidung gar keine Absage an Ehe und Familie. Man kann sie auch als eine versteckte, ja sehr verstohlene Liebeserklärung an sie betrachten: Man löst die eine Ehe auf, nicht um keine zu führen, sondern um einer künftigen besseren Ehe willen.

Mancher Leserin und manchem Leser wird sich an dieser Stelle die Frage zwingend aufdrängen: Welche Konsequenzen hat die Einzelkindgesellschaft für die Erziehung in der einzelnen Familie und für die Struktur der Gesellschaft im Ganzen?

Zunächst zur ersten Frage: Bis heute gibt es keine Einzelkindpädagogik, und es ist wohl auch weder möglich noch wünschenswert, eine solche zu entwickeln. Es kann sich nur darum handeln, die spezielle Situation des Einzelkindes pädagogisch aufzufangen. Dazu waren die vorangegangenen Hinweise bestimmt.

Darüber hinaus werden Eltern und Erzieher vor allem zu berücksichtigen haben, daß die spezielle Problemlage wohl jedes Einzelkindes die der Abgrenzungsschwierigkeit von Nähe und Distanz darstellt. Es heißt also, bei aller Liebe zum Kind – die das Einzelkind ja häufig doppelt und dreifach erfährt – doch die schrittweise Ablösung und die Freiheit zulassende Distanz zu gewähren. Deshalb müssen Eltern und Erzieher sich immer wieder fragen:

- Fühlt mein Kind sich nicht allzusehr von uns abhängig?
- Erfährt es im Kontakt und gegebenenfalls auch im Konflikt mit uns die für seine soziale Entwicklung nötige Auseinandersetzung, die seiner Selbständigkeit förderliche Sozialisation?
- Hat es nicht nur genug Liebe und Zuwendung, insbesondere materielle Zuwendung, sondern auch den erforderlichen Respekt vor seiner Selbstbestimmung und vor allem vor Kontaktwünschen, die sich auf andere richten?

- Helfen wir ihm, solche Kontakte zu finden, auszubauen und eventuell auch ohne uns fortzuführen?
- Sind wir frei von Anklammerungswünschen und Besitzansprüchen?
- Schirmen wir es nicht zu sehr ab und versuchen ihm eine umhütete heile Welt zu bieten, die sich in seinem späteren Leben nicht fortsetzt?
- Versuchen wir uns als Erzieher unentbehrlich oder – wie es sein sollte – immer mehr entbehrlich zu machen?

All diese Fragen und ihre selbstkritische Beantwortung wird den Eltern und Erziehern eines Einzelkindes den richtigen Weg weisen, der sie und damit das Kind vor übermäßiger Behütung und Inbesitznahme ebenso schützt wie vor all zu großer Verwöhnung und schrankenloser Freiheit der Selbstdurchsetzung.

Noch vor einigen Jahren wurde die Kleinfamilie sozusagen als auslaufendes Modell der Gesellschaft beklagt, ihre Überwindung gefordert beziehungsweise ihr allmähliches Ende prophezeit. All diese Prognosen haben sich nicht erfüllt. Die Familie steht nicht am Ende, sondern die Entwicklung hat im Gegenteil zu einer Pluralisierung der Familienformen geführt. Wir müssen nur bereit sein, unser Bild von der Familie zu wandeln.

Allerdings wird es in Zukunft wohl kaum noch die Großfamilie früherer Zeiten mit Großeltern, Onkeln und Tanten, Eltern und vielen Kindern geben. Oft ist es eine kleine Gruppe, die gar keine Familie ist.

Lockere „Beziehungen“ statt fester „Bindungen“ oder gar Blutsbindungen sind die allenthalben zu be-

obachtende Folge der Entwicklung. Unverbindlichkeit wird angestrebt, die Lösbarkeit der Verhältnisse bewußt in Kauf genommen, und damit natürlich auch die bleibende Unsicherheit des familiären Milieus für alle Beteiligten, vor allem aber für die davon betroffenen Kinder. Die Rolle der Institutionen Ehe und Familie wird dadurch zwangsläufig relativiert und um einige Stufen abgebaut. So wie junge Leute heute zusammenleben und sich wieder trennen können, so machen es die Erwachsenen ihnen nach, und kein Hahn kräht danach, kein Gesetzgeber kümmert sich darum – allerdings ist die rechtliche Situation derart freier Gemeinschaften, die nur äußerlich wie Familien aussehen, wenn sie gemeinsam dem Auto entsteigen, weil sie auch zusammen ins Wochenende oder in den Urlaub fahren, noch nicht geklärt. In Wirklichkeit sind sie familienähnliche vertragsfreie Verbindlichkeiten auf Zeit, die so lange zusammenbleiben, wie die Partner in ihren Bedürfnissen einander ergänzen und ihren gegenseitigen Drang nach kommunikativer Selbstverwirklichung erfüllen.

Der Ausdruck kommunikative Selbstverwirklichung ist kein Widerspruch: Jeder hat ja das Bedürfnis nach Ergänzung, Liebe und Erwidern. Man kann sogar sagen, daß in der heutigen Gesellschaft die persönlichen Glückserwartungen zugenommen haben und daß zu ihrer Verwirklichung eben auch andere Menschen gehören.

Eben diese Tatsache führt auch dazu, daß die Familie keineswegs ihrer Auflösung entgegengeht. Vielmehr scheint die Familie in ihrem wandelbaren und doch beständigen Kern einer neuen Aufwertung entgegenzusehen. Bei allem Funktionsverlust gibt es einige Qualitäten der Familie, die unersetzbar sind und durch diese

Unersetzlichkeit an unschätzbarem Wert gewinnen. Sie allein und keine andere Gruppe oder Institution kann die Qualitäten entwickeln, auf die es auch in der fortschrittlichen Gesellschaft entscheidend ankommt: Vertrauen und Vertrauenswürdigkeit, Liebe und Güte, Geduld und Ausdauer, Verantwortlichkeit und Verlässlichkeit, Austausch und Freude aneinander, aber auch Konflikt und Versöhnung, Bejahung und Kritik, das Gefühl des Zusammenhalts und der gegenseitigen Fürsorge und Unterstützung.

Ohne diese sozialen Qualitäten wäre auch die noch so perfekte Gesellschaft seelen- und leblos, ja sie könnte nicht einmal funktionieren.

Vorsichtige prognostische Schlußthesen

Wer im Blick auf die Zukunft der Einzelkindgesellschaft eine Vorausschau wagt, steuert zwischen der Scylla eines biologischen Determinismus und der Charybdis einer soziologischen Beliebigkeit hindurch und muß sich um Behutsamkeit bemühen.

Die Scylla wird von Irenäus Eibl-Eibesfeldt vertreten, der in einem Interview der Frankfurter Rundschau vom 16. 06. 1989 lapidar feststellte: „Wir laufen Gefahr, in einer Gesellschaft selbstbezogener Rüpel zu enden.“ Und die Charybdis wird durch den Soziologen Ulrich Beck verkörpert, der gleichmütig-sarkastisch feststellte: „Es ist nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mit-tendrin.“

Die zu erwartende Buntscheckigkeit aller familiären Beziehungen könnte in der Tat auch Hoffnungen für die Zukunft wecken: Das Kind muß nicht unbedingt in der gettohaften Isolation der Kleinstfamilie verharren. Gerade die größte Bedrohung durch die wachsende Zahl von Trennungen, Scheidungen, Familienauflösungen aller Art bedingt auch neue Kombinationen und kaleidoskopische Verschüttelungen, die zu erweiterten Geschwisterkonstellationen und immer neuen Bindungen und Begegnungen zu führen versprechen.

Der Familie ist es ähnlich ergangen wie einer Briefmarke: Der Wandel der Zeit hat auch ihr einen Stempel aufgedrückt und sie damit zunächst scheinbar entwertet. Unentwegt kommen neue Ausgaben auf den Markt. Der Beobachter und Sammler hat Mühe, sie alle zu überblicken und einzuordnen. Sicher aber ist: Ihre Bedrohung hat sie nicht für alle Zeiten aus dem Verkehr gezogen, im Gegenteil sie wahrscheinlich wichtiger gemacht, gar zu einer Rarität aufgewertet: Je anonym und vereinzelter die Menschen leben, um so mehr sehnen sie sich nach Wärme, Geborgenheit, Herzlichkeit, und das gibt der Familie eine Chance.

Allerdings werden die Strukturen sich verändern. Der Soziologe Ralf Dahrendorf unterscheidet in seinem Buch „Lebenschancen“ zwei soziale Grundelemente, die er Optionen und Ligaturen nennt. Optionen sind die in der Gesellschaft vorhandenen Wahlmöglichkeiten und Handlungsalternativen einer Person. Ligaturen bezeichnen die gesicherten Bezüge, Bindungen und Verankerungen. Zwischen beiden stehen wir alle in einem Spannungsverhältnis, und so scheinen sich mehr und mehr Menschen in dem unverbindlichen Schwebezustand möglichst vieler Optionen anzusiedeln.

Kraß könnte man formulieren: Der narzißtisch-selbstbezogene, bindungsscheue Menschentyp nimmt zu, der integrations-, einordnungs- und bindungswillige Typ nimmt ab. Die pluralistisch-kapitalistische Wirtschaft erlaubt es immer mehr Menschen, sich eine eigene soziale Szene aufzubauen, in der Freizeit, Freiwilligkeit und Entscheidungsfreiheit dominieren. Der Preis ist allerdings häufig die Vereinzelung und damit auch die Vereinsamung. So leben zahllose Menschen in den Waben

der Betongesellschaft, vom Nachbarn zwar akustisch schlecht, aber psychisch um so stärker isoliert.

Aber schließlich ist der Mensch nicht nur ein biologisch-zwangsdeterminiertes Wesen, sondern zu bedingt freiem Handeln fähig: Er kann seine Nachbarn aufsuchen, kann Nachbarschaftsinitiativen, Interessengruppen, Einkaufs- und Fahrgemeinschaften, spirituelle Gruppen ins Leben rufen, die religiöse, soziale oder politische Ziele verfolgen und dabei auch eine neue Geschwisterlichkeit entdecken und entwickeln.

Entscheidend ist die Flexibilität im Rollenverständnis der Geschlechter und Generationen. Aus ihr kann ein völlig neues Beziehungsgeflecht erwachsen. In dieser Hinsicht wird allerdings von uns noch einiges verlangt werden. Allzu sehr bestimmen traditionelle Klischees das Bild. Es kommt aber darauf an, die wichtigen Funktionen der Familie, die ihr bleiben und die sogar in Gegenwart und Zukunft noch stärker hervortreten werden, neu zu verteilen und zu vergeben. Sonst ergeht es ihr wie anderen Institutionen im Laufe der Geschichte: Wer nicht flüssig wird, wird überflüssig.

Mit anderen Worten: Wenn die Familie sich nicht dem umstürzenden Wandel in der Gesellschaft öffnet und sich auf ihn einstellt, droht ihr die Gefahr der Erstarrung und der Antiquiertheit, die letzten Endes ihre eigene, ohnehin schon große Gefährdung und Bedrohung noch verstärkt.

Die Familie der Zukunft wird eine gefährdete Familie sein. Die heile Familie ohne Widersprüche und Risse, ohne Zittern und Scheitern scheint es kaum noch zu geben. Und dennoch – oder gerade deshalb: Die Familie lebt, ist in allen Wandlungen wieder auffindbar, stellt

sich auf immer neue Füße, ist wahrscheinlich das überlebensfähigste soziologische Phänomen der Weltgeschichte. Jedenfalls gibt es keine Gemeinschaft von ähnlicher Zartheit und Überlebenskraft. Daß sie überlebt, ist für die Gesellschaft, ist für uns alle lebenswichtig.

■ REIHE LEBENSFORMEN ■

■ Ulrich Beer

Graphologie.

Handschrift ist Herzschrift

4. Auflage 2003, 190 S.,

ISBN 3-8255-0417-4, € 17,90

■ Siegfried Scharf

Vom Hirtenbub zum Bürgermeister.

Ein Leben im Schwarzwald

2003, 216 S., 100 Abb.,

ISBN 3-8255-0449-2, € 17,90

■ Ulrich Beer / Ernst Burmann (Hg.)

Jeden Morgen neu.

Die Bibel in 366 Tagesthemen

2. Auflage 2004, 384 S.,

ISBN 3-8255-0500-6, ca. € 25,-

■ Klaus Otto Nass

Mutter und Kind im Wettlauf mit der Zeit. Risiko-Geburt und erste Lebensjahre. Die Voita-Methode

2004, 272 S., geb.,

ISBN 3-8255-0424-7, € 18,90

■ Roswitha Stemmer-Beer

Zu alt für die Liebe? Liebe, Partnerschaft und Sexualität im Alter

1994, 200 S., ISBN 3-8255-0451-4,

€ 20,-

■ Rudolf Köster

Was kränkt, macht krank.

Seelische Verletzungen erkennen und vermeiden

5. Auflage 2003, 130 S.,

ISBN 3-82550425-5, ca. 15,- €

■ Ernst Burmann

Rose und Balsam und Moschus.

Eine ökumenische Utopie

2004, 330 S., ISBN 3-8255-0489-1,

€ 15,90

■ Ulrich Beer

Was Farben uns verraten.

Eine bunte Psychologie

5. Aufl. 2004, 192 S.,

ISBN 3-8255-0445-X, € 17,90

■ Ulrich Beer

Mit weniger gesünder leben. Im Überfluß das eigene Maß finden

3. Auflage 2004, 136 S.,

ISBN 3-8255-0498-0, ca. € 15,-

■ Helmut Fleischer

Dasein in Geschichte. Ein

philosophischer Rückblick auf das 20. Jahrhundert

2005, ca. 150 S.,

ISBN 3-8255-0503-0, ca. € 17,-

■ Cornelia Kühn-Leitz

Theater – Spiel und Wirklichkeit.

Erfahrungen und Begegnungen

2005, ca. 150 S., geb.,

ISBN 3-8255-0461-1, ca. € 17,-

■ Ulrich Beer

Nach Herzenslust. Geschichten –

Gedichte – Gedanken

2004, 306 S., geb.,

ISBN 3-8255-0490-5, € 23,50

■ Rudolf Köster

Das gesunde Ich. Die stärkste

Kraft für Gesundheit und Leben

2004, ca. 350 S.,

ISBN 3-8255-0488-3, ca. € 22,-

■ Veronika Schlüter

Merkwürdigkeiten.

Baltische Impressionen

2005, ca. 160 S.,

ISBN 3-8255-0506-5, ca. € 16,-

■ Ulrich Beer / Heidrun Steuernagel

Das Früchtehoroskop. Eine

heitere Charaktertypologie

2004, ca. 100 S.,

ISBN 3-8255-0505-7, ca. € 15,-

■ Ulrich Beer

Kriege beginnen im Herzen – der

Frieden auch ... Tabus und Vorurteile: ihre Wurzeln und Wirkungen

2. Auflage 2003, 130 S.,

ISBN 3-8255-0435-2, € 12,90

■ CENTAURUS VERLAG ■

■ REIHE LEBENSFORMEN ■

- Ulrich Beer
Die Kunst, Menschen für sich zu gewinnen. Richtig motivieren und überzeugen
 3. Auflage 2003, 194 S.,
 ISBN 3-8255-0429-8, € 17,90
- Walter Lobenstein
Gelebt und geträumt.
 Kurze Geschichten
 2005, ca. 200 S.,
 ISBN 3-8255-0502-2, ca. € 20,-
- Roswitha Stemmer-Beer
Liebeskämpfe. Wie Töchter ihre Mütter abnabeln
 2004, ca. 160 S.,
 ISBN 3-8255-0499-9, ca. € 18,-
- Hans Ruh
Störfall Mensch. Wege aus der ökologischen Krise
 3. Auflage 2004, 160 S.,
 ISBN 3-8255-0504-9, ca. € 17,-
- Jeannine Grisius
Dein Bild im Herzen. Auf der Suche nach meiner afrikanischen Mutter
 2004, 132 S., Abb.,
 ISBN 3-8255-0468-9, € 12,50
- Ulrich Beer
Glücklich alt. Die dritte Lebensphase kann die beste sein
 2. Auflage 2004, 240 S.,
 ISBN 3-8255-0496-4, ca. € 20,-
- Fabian Tritschler
Mit der Sonne im Gepäck.
 Als Zivi in Ecuador
 2005, ca. 160 S.,
 ISBN 3-8255-0507-3, ca. € 17,-
- Ulrich Beer
Ich bin mein eigener Arzt.
 Selbsthilfe für mehr Wohlbefinden
 9. Auflage 1990, 190 S.,
 ISBN 3-8255-0438-7, € 7,-
- Ulrich Beer
Kraft aus der Einsamkeit.
 Eigene Potentiale erforschen und genießen
 1990, 192 S., ISBN 3-8255-0441-7, € 13,-
- Roswitha Stemmer-Beer / Heidrun Steuernagel
So heilt die Seele den Körper.
 Praktische Psychosomatik
 3. Auflage 2004, 240 S.,
 ISBN 3-8255-0450-9, ca. € 20,-
- Regine Busch
Krach und Krisen in der Partnerschaft. Persönliche Fragen und psychologische Antworten
 2. Auflage 2004, 240 S.,
 ISBN 3-8255-0509-X, ca. € 18,-
- Ulrich Beer
Jugend braucht Autorität. Ein Aufruf zur pädagogischen Vernunft
 1995, 158 S., ISBN 3-8255-0431-X,
 € 8,90
- Ulrich Beer
Neues Glück finden. Von einer Trennung zu einer neuen Bindung
 1991, 176 S., ISBN 3-8255-0439-5, € 9,90
- Roswitha Stemmer-Beer
Abenteuer Lebensmitte. Frauen im Wirbel der Wechseljahre
 2. Auflage 2004, 180 S.,
 ISBN 3-8255-0443-3, ca. € 20,-
- Siegfried Scharf
Vom Wald und den „Wäldern“.
 Geschichten und Anekdoten
 2005, ca. 200 S.,
 ISBN 3-8255-0511-1, ca. € 18,-
- Rudolf Köster
Depression – nicht alles ist Schicksal. Vorsorge und Selbsthilfe – Chancen der Heilung!
 2003, 170 S., ISBN 3-8255-0417-4,
 € 15,90